Vanitas.

Ein Roman in sechs Büchern

von

Karl Frenzel.



Erster Theil.

Hannover.
Carl Rümpler.
1860.

Vanitas.

Vanitas.

Ein Roman in sechs Büchern

von

Karl Frenzel.



Erster Theil.

Hannover.
Carl Rümpler.
1860.

Eitelkeit der Eitelkeiten — und Alles ist eitel.
Prediger Salomonis.

Druck von August Grimpe in Hannover.

Seinem lieben Freunde

Julius Rodenberg.

uns das wunderliche Wellengekräusel von Wallungen, Gefühlen, Gedanken: diesem Geiste nun gelingt es, beide in heitrer Ruhe, eben und sonnenklar wiederzuspiegeln, jenem nur das äußerliche Spiel des Lebens als den Regenbogenschimmer des innerlichen glänzen und erlöschen zu lassen.

Nicht mehr darfst Du von mir und diesem Buche erwarten. Wie tief es auch seine Wurzeln in den Boden der Wirklichkeit streckt, wie gern es auch sicher auf der „festgegründeten, dauernden Erde" stehen möchte, seine Spitzen steigen doch empor in die sommerliche, sanft bewegte Luft. Flogen nicht oft unsere Gedanken auch so, aus tiefster Stille, im Schweigen der Landschaft, kühn empor um die dunklen Wipfel der Fichten?

Ja, Leben ist es, was Dir entgegenkömmt; nicht immer rauschendes, hochgehendes, in Apollosälen, bei Sturmritten durch die Haide, auf Gondelfahrten mit blondhaarigen und braunlockigen Mädchen ... denkst Du noch ihrer? Nein, auch in die Stille möcht' ich Dich führen, in die leise aufsteigenden und noch leiser verklingenden Empfindungen der Seele, auch in ein Wellenverrinnen, wie Du es liebst, im Sonnenuntergang, auf dem Sande der Düne. Ihnen lauschest Du wohl am liebsten, denn verständlich klingt Dir aus ihnen der Ton meines Herzens entgegen, seinen Wiederhall suchend in dem Deinigen.

K. F.

Erstes Buch.

I.

Seit drei Monaten ward nun schon an der St. Johanniskirche auf dem Marktplatze der kleinen Stadt gebaut und eben so lange verweilte Herr Julian Felsberg, der junge Architekt, in dem gelben Häuschen ihr gegenüber, vor dem unter zwei großen, alten Lindenbäumen eine Holzbank mit künstlich geschnitzter Lehne stand.

Des Morgens in der Frühe ging er immer zuerst auf die Gerüste, maß und half mit Kelle und Hammer und bewies sich in allen Hanthierungen des Maurers und Zimmermanns thätig und geschickt. Deshalb war er bei seinen Arbeitern nicht weniger angesehen, als bei den Bürgern, die jedesmal, wenn sie des Abends im Wirthshaus zur blauen Kugel saßen und tranken, ihr Gespräch über den Bau damit schlossen: der und kein anderer müsse ihr Rathsbaumeister werden. Daß es Herrn Julian Felsberg bei ihnen wohlgefiele, daran zweifelten sie um so weniger, da er seine Wohnung auf

zwei Jahre hinaus gemiethet hatte und täglich, wie er sagte, seine Schwester aus der Residenz erwarte, ihm Alles drinnen im Hause von dem verwildernden Garten bis zu dem bestäubten Corridor wirthlicher und häuslicher zu machen.

Freilich hatte Niemand die finstern und zornigen Blicke gesehen, die Julian um Mitternacht von seinem Fenster herab auf den öden Marktplatz und den steinernen Heiligen am Brunnen schickte. Wenn dann durch die hohen, schlanken Gerüststangen und über die Giebeldächer umher das Mondlicht am Himmel emporklimmend drang, die grauen Schiefermassen wie hellpolirter Stahl erglänzten und die in Steinen roh ausgehauene Glorie des Heiligen in einen silbernen Kranz verwandelt schien, folgte er unverwandt, hochaufathmend der leuchtenden Straße des Gestirnes durch die dunklen Wolkenschichten und seufzte wieder, als könne es für ihn kein größeres Glück geben, als mit dem Monde über Berge und Meere zu ziehen, und kein größeres Unglück, als hier in dem gelben Hause mit den drei kleinen Fenstern wie gefangen fest zu sitzen. Am Tage aber war nichts von solcher Sehnsucht an ihm zu bemerken, nur Freundlichkeit, Geschäftigkeit und Frohsinn, und kam er einmal in die Gaststube oder am Sonntag zur Tafel bei dem Bürgermeister, wußte Keiner besser und anziehender zu

erzählen und mit Scherzreden die Gesellschaft zu erheitern, als er. Der Wein im Glase, Lachen und Lärmen, die aufhorchenden Gesichter umher, vertrieben jeden Schatten des Trübsinns von seiner Stirn und vielleicht auch aus seinem Herzen.

Nun war das Jahr bis zu dem ersten Sonnabend des Junimonats gekommen und in dem Garten hinter dem Hause öffneten sich die ersten Rosenknospen an den Gesträuchen, wie vor ihm die Linden blühten, als es Herrn Julian nicht mehr in dem engen Gemache und an dem Tische voll Zeichnungen, Winkelmaßen, Zirkeln und Bleistiften hielt und ihn so, wie er vom Bau gekommen, im blauen Staubkittel, mit der Strohmütze auf dem braunen Haar, über die Straße und durch das Thor hinaustrieb.

Von keiner Wolke verhüllt, stand die Sonne am mattblauen, fast wie durchsichtiges Glas schimmernden Himmel, der Wind bog die Spitzen der Aehren auf den weiten Getreidefeldern, welche sich von der Stadtmauer bis zu dem steinigen Uferrand des Baches ausdehnten. Schmale Stege führten durch die Felder, von dunkelblauen Cyanen und hochrothen Mohnblüthen eingefaßt; hier und dort flog aus den Furchen plötzlich bei seinem Nahen eine Lerche, wie aus einem Traum geschreckt, empor, stieg einen Augenblick und senkte sich

wieder. Dann ging es über weichen, sammetgrünen Rasen wohl einen Büchsenschuß weit zu dem Fuß des nicht eben hohen aber steilen Bergrückens, der längs des Wassers sich hinzog. Pfeilgerad und pfeilgeschwind sauste unten der Bach, kein Baum, kein dichteres Gesträuch hinderte den Blick des Wanderers von den Höhen, d'rauf Haidekräuter und starkduftende Wachholderstauden allein wuchsen, zu ihm nieder, nur in der Tiefe rauschte beständig niedriges Weidengebüsch eintönig und traurig über dem lustigen Schäumen seiner Wellen.

Auf dieser Hügelkette war Herr Julian schon eine Weile rüstig dahingeschritten ohne Abenteuer und weitern Unfall, als daß er zuweilen mit dem Fuß gegen die Steine stieß, die auf dem Wege das wildwuchernde Gestrüpp bedeckte. Denn seine Gedanken und Augen irrten fernhin, da wo die bläulichen Wolken mit der grünprangenden Erde eins zu werden und alle Herrlichkeit und Schönheit verborgen zu sein schien. So hatte er nicht bemerkt, wie vor ihm ein Anderer von der Wasserseite aus die Höhe erklommen und sich jetzt nach allen Seiten suchend umschaute, ohne sein Ziel zu finden, bis er hart vor ihn hintrat und schüchtern fragte: „Guter Freund, wißt Ihr den Weg nach dem Hexenteich?“

Er erschrack nicht wenig, als Herr Julian, den er des Kittels wegen für einen Arbeiter gehalten hatte, hochauf und ihn aufschaute mit seinen dunklen, lodernden Augen und er nun an dem feinen Gesicht, dem Ton der Sprache seinen Irrthum erkannte. „Ueber die Höhen gradwegs und die Senkung hinab, dann stehen Sie am Teich," hatte ihm Herr Julian erwiedert und war hastig weiter gegangen.

Der Fremde folgte, drei, vier Schritte hinter ihm.

Fünfundzwanzig Jahre hatten von seinem blassen vornehmen Gesicht noch nicht den Schimmer der Jugend verwischen können, obgleich lang andauernde Kränklichkeit und ein einsames, abgeschlossenes Leben ihre deutlichen Spuren in dem Ernst seiner Stirne und in den feinen aber tiefen Furchen um seinen Mund zurückgelassen. Lange beobachtete er schweigend Herrn Julian, kämpfte lange mit seiner Schüchternheit und der Begierde, mit diesem Manne, dessen Gestalt und eigenes Wesen ihm auffielen, noch mehr zu reden, ehe er wieder anfing: „Es scheint, Sie haben denselben Weg."

„Richtig," entgegnete Julian und blieb stehen, um seinen Begleiter nun ebenfalls zu mustern. Einen Augenblick maß er ihn vom Haupt zum Fuß, nicht ohne daß die Lippen des Fremden darüber vor Unmuth ein wenig

bebten — „und da können wir zusammengehen und plaudern, wenn's Ihnen beliebt," sagte er dann.

Nun gingen sie dicht neben einander.

„Ich komme von Schloß Schönburg jenseit des Wassers und hinter dem Walde. Man hat mir den Hexenteich als den schönsten Punkt umher gerühmt," begann der Fremde.

„Hab's auch gehört, ihn aber bisher nur flüchtig beim Vorüberfahren durch Regenschauer gesehen."

„Um so besser; so sind Sie der lobpreisenden Schilderung enthoben und ich dem Entzücken aus Höflichkeit. Ueber nichts mehr als über landschaftliche Schönheiten und sogenannt romantische Aussichten giebt es hergebrachte, unumstößliche Meinungen, gleichsam Glaubensartikel für den Beobachter der Natur. Wehe dem stillen, eigenen Geiste, der sich von ihnen entfernt und mit sinnigem Auge andere, geheimere Reize belauschen möchte, als die nur von scharfen Linien und grellen Gegensätzen geblendete Menge."

„Ist's mit uns und unserm Leben anders und nicht noch schlimmer?" warf Julian ein. „Was wäre durch Alter, Gebrauch und ewig wiederholte Ansichten nicht festgestellt? Das Bebauen des Feldes so gut wie das Durchleben und Genießen der Zeit, die wir auf dieser Erdscholle weilen. Wenn Einer gesund ist, thätig

und halbwegs begütert, wer hielte den nicht für glücklich?"

Sein Begleiter lächelte fein, als wolle er sagen, daß er selbst anderer Meinung wäre, aus eigener, schmerzlichster Erfahrung, aber dies leise Lächeln war auch seine ganze Antwort auf Herrn Julians grollenden Ausruf und sich umschauend, sagte er: „Ich bin durch die Stadt gefahren und sah den Bau der neuen Kirche; sie soll einen stolzen, hundert Fuß hohen Thurm bekommen, ob man ihn einst von hier erblicken wird?"

„Kaum; er wird nicht so prächtig werden. Die Leute dort glauben, zehn Fuß über ihre Dächer und man könne mit den Händen schon keck in die Wolken greifen."

„Nicht doch, ich finde im Bau einen großartigen, kühn durchgeführten Plan, einen kräftigen und künstlerisch schönen Styl."

„Wirklich?"

„So gewiß, daß ich den Architekten bitten werde, im Schlosse Schönburg den Wiederaufbau des halbzerfallenen ältesten Flügels zu übernehmen."

„Ah, Sie sind der Besitzer, Graf —"

„Lothar Schönburg."

„Wohl," entgegnete da munter Herr Julian, „und ich bin der Baumeister der Johanniskirche, Julian Felsberg."

Und wie sie nun gegenseitig ihres Erstaunens allmählig frei wurden, waren sie unmerklich die Abdachung des Bergrückens hinabgekommen und schritten durch einen waldigen Grund auf moosigem glatten Pfade dem Teiche zu. Nicht lange und sie traten in die Lichtung hinaus, in deren Mitte er aus dem Grase fast kreisförmig herausgeschnitten lag, von fern im Sonnenglanz blinkend wie ein gewaltiger Schild von gediegenem Silber. Rings umher waren seit Jahren alle Bäume gefällt worden, eine einzige, hochästige, breitwipflige Eiche streute noch ihren Schatten über den Rasen und beschützte wie ein heiliger Baum die aus Stämmen und Flechtwerk rasch aufgeführte Hütte der Holzhauer unter ihr, deren Axtschläge dumpf aus der tieferen Waldung klangen. Im frischen Grün, glatt und wie geschoren, lag die Wiese bis zu den Binsen und dem Röhricht am Wasser, träumerisch neigten und hoben sich die dünnen feinen Spitzen des Schilfs im Winde, zuweilen flog ein Vogel mit rauschendem Flügel darüber hin. Jenseit der breiten Wasserfläche standen im Halbrund, wie die Säulen einer offenen Rotunde, Kiefern und Fichten und umschlossen einen von Waldblumen blau und roth übersäeten Platz. Durch Schatten und Dunkel der Bäume schimmerten, weit über hundert Fuß aufeinander gethürmt, die röthlichen Steinmassen des Berges,

der mit riesigem Arm diese einsame Waldwiese umschlungen hielt. Ueber ihn hin lief die Fahrstraße nach dem Städtchen und Julian und Lothar konnten an ihrem Rande die Pappeln und die weißen Prellsteine bemerken.

Allein ein anderer Gegenstand fesselte bald länger und schöner ihre Augen. Da, wo die Fichten beinahe den Teich berührten, saß auf einem umgestürzten, moosbewachsenen Baumstamm ein Mädchen, so ganz von dem Schilfe vor ihr verborgen, daß nur ihr meergrünes Kleid sichtbar ward, wenn der Wind es spielend aufwarf, ihr Strohhut mit dem Schleier und ihre Hand, die mit einem dürren Zweige die Fluth peitschte. Hoch spritzte das Wasser auf, seine glänzenden Tropfen blieben wie eben so viele Diamanten an den Spitzen des Rohrs hängen, bis ein Windhauch sie wieder wie einen Perlenregen hinabwarf, oder benetzten die weiße Hand, die langen Spitzenärmel des Mädchens.

„Die Nixe des Teichs," sagte der Graf, der sie zuerst erblickte.

„Dann fürchte ich, wird sie sehr alt und häßlich sein. Vor hundert Jahren kamen hier in jeder ersten Vollmondnacht die Hexen aus den nächsten Dörfern zusammen, schlugen mit Birkenzweigen das Wasser und führten so Sturmwolken und Hagelwetter herauf. Wenn es eine solche Hexe wäre, Graf Lothar!" spottete Julian.

„Nein, nein! Dies zarte, feine Gewand verbirgt eine jugendliche Gestalt, eine Nymphe, vielleicht Diana selbst."

„Aus der Stadt? Oh!" zuckte Herr Julian verächtlich die Lippen.

„Sie hassen die Frauen?"

„Hassen? Bewahre! Aber ich schätze sie nicht, eine — und nun ist das Lachen an Ihnen — eine ausgenommen, meine Schwester Diana."

Drüben hatte das Mädchen unveränderlich, in derselben Stellung, ihr Spiel fortgesetzt, das Haupt nicht höher über das Schilfrohr erhoben, die Hand nicht weiter vorgestreckt, als früher. Jetzt aber schallte das Lachen der jungen Männer so deutlich zu ihr, daß sie wie ein aufgescheuchtes Reh emporsprang, hastig einen Blick hinüber werfen wollte, doch von dem Sonnenlicht geblendet, zurückfuhr, daß ihr Strohhut von der raschen Bewegung weit nach dem Nacken hinabglitt. So ward ihr mildes, längliches Gesicht den Blicken der Beiden ausgesetzt, klar, bestimmt in seinen Linien, mit den röthlich goldenen Haaren, die sich in breiten Flechten ihr an Schläfen und Wangen schmiegten.

„Wahrlich!" rief da Herr Julian mit freudigem Erstaunen, „das ist meine Schwester!" und seine Mütze schwingend und — „Diana!" rufend, um sie zum

Stillstehen zu bewegen, eilte er ihr um die Krümmung des Teiches entgegen.

Der Graf übersah von seinem Platze unter der Eiche die Ufer, wie das junge Mädchen von dem geliebten Laute gleichsam magisch berührt seinem Begleiter entgegenflog, er glaubte, die Grashalme sich ganz leise unter ihrem Fuße neigen zu sehen. Nun hatten sich beide erreicht, fielen jauchzend einander an's Herz und blieben stumm, sie mit dem Kopf an seiner Schulter, er, den Arm um ihren Nacken geschlungen. Erst als sie von einander traten, die Freude des Wiedersehens gemindert, drängende Fragen und hastige Antworten gewechselt waren, näherte sich ihnen langsam Lothar. „Also doch Diana!" sagte er lächelnd, als sie sich trafen. Sie richtete ihre feuchten, mattblauen Augen verwundert zu ihm auf und dieser Blick, der ihm anfangs trüb und umflort erschien, gewann in diesem kurzen Verweilen eine durchdringende Kraft, einen strahlenden, blitzähnlichen Glanz, daß er verwirrt sich von ihr wandte.

Diana Felsberg hatte sonst ein ruhiges Gesicht; nichts von der Leidenschaftlichkeit, der Lebensgluth des Bruders, nur ein scharfer, trotziger Zug um den Mund und zuweilen ein heftigeres Zusammenpressen der Lippen störten die Schwermuth, die wie ein feiner Schleier

ihre Züge halb verhüllte, halb verklärte. Schön war nichts an ihr, als ihr Haar und ihre Hand, sie hinkte sogar ein wenig. Auf den Arm Julians gestützt, in Unbefangenheit und heiterer Laune erzählte sie jetzt ihre Reise von der Hauptstadt, wie unweit von hier das Rad der Postkutsche gebrochen sei und sie die Gegend umher durchstreift habe, während am Wagen gearbeitet wurde. „Nun mag das Posthorn längst ausgeklungen haben,“ sagte sie zuletzt, „ich hab's da drüben überhört, Alles vergessen und in den Teich geworfen.“

„Da wird uns nichts übrig bleiben, als die Stadt zu verlassen und hier Hütten aufzuschlagen,“ sprach Julian. „Wie wär's, Graf Lothar?“

„Wenn wir zugleich den Eingang zu unserm Paradiese vermauern, allein und für uns bleiben könnten — ich schlüge ein!“

„Nichts da mit solcher Einsamkeit! Bewegung, Strudel, Wogen und Fluthen allüberall! Nur im Ringen wird und wächst der Mensch. Nichts ist trauriger und feiger, als daliegen und stillsitzen, wie ein Stein, eingesponnen in seine eigene Herrlichkeit und eiteln Stolz.“

Diana forschte ängstlich in den Mienen des Grafen, ob die harten Worte des Bruders nicht einen Sturm heraufbeschwören würden, und athmete leichter, als Lothar gelassen entgegnete: „Dinge und Verhältnisse

schleudern uns so oft, so ganz wider unsern Willen hierhin und dort, daß wir den Zufall gütig nennen sollten, der uns für eine kurze Frist auf eine einsame Stelle wirft und uns erlaubt, einmal uns selbst zu genießen, früh genug wird die Fluth wieder kommen, die uns in dem großen Strome mit sich fortreißt, als die kleinste, nie bemerkte Welle."

„Mönchsgedanken!" meinte Herr Julian trotzig. „Und wer Schwerstes gelitten und Bitterstes erfahren, nicht einmal dem würde ich sie gestatten. Kann man anders seines bösen Schicksals Herr werden, als im Kampfe?"

„An meinem Bruder," so kam Diana rasch der Antwort Lothar's zuvor, „ist ein Paladin verloren gegangen, der bezauberte Prinzessinnen befreit. Aber sehen Sie, welch' ein Unstern ihn verfolgt. Auch an dieser verrufenen Eiche begegnet ihm kein Abenteuer und die Feenerscheinung verwandelt sich prosaisch in seine Schwester."

„Da bin ich glücklicher, mir bleibt sie die Fee."

Wieder streifte ihn im Fluge jener eigenthümliche Blick ihres Auges.

„Und dann mein Lob der Einsamkeit! Ich habe die letzten Monate fast ganz in der Stille eines Krankenzimmers, am Lehnstuhl eines sechzigjährigen, langsam

dahinsterbenden Mannes zugebracht. Sie müssen von ihm gehört haben, seine Wohlthaten waren so weltbekannt, wie seine Sonderlingsnatur, er war mein Oheim, der Freiherr von Andlau."

„Andlau?" rief Julian mit zitterndem Ton.

„Sie kannten ihn persönlich?"

„Nein; ich hab' nur viel Gutes von ihm gehört," suchte er sich nun mühsam zu fassen und den Schatten einer finsteren Erinnerung, die mit diesem Namen in ihm aufgestiegen, von seinem Gesichte zu verbannen. Indeß fragte Diana theilnehmender den Grafen: „Er ist gestorben?"

„Seit zehn Tagen und Sie mögen drüben in der Stadt kaum davon gehört haben. Von der Gicht an seinen Sessel gefesselt, lebte er zuletzt still und verborgen, starb auch so und steht nun in seinem Sarge drüben in der Schloßcapelle, wartend, daß auf seinem eigenen Stammsitz das Begräbnißgewölbe fertig werde, das er vor Jahren zu bauen begonnen. Aber Sie haben von ihm gehört und da lasse ich Sie nicht — bis Sie seine Wohnung im Schloß Schönburg gesehen haben — Sie müssen hinüber, gleich morgen! Es ist eine Lustfahrt von zwei Stunden. Sie wird es nicht gereuen, ein merkwürdiges Haus, einen schönen

Park zu besuchen und mir werden Sie nach so vielen trüben Tagen einen sonnigen bereiten."

Er hatte so herzlich, so gewinnend gesprochen, mit freundlichster Höflichkeit seine Hand nach der Julians ausgestreckt, daß dieser ohne Widerstreben einwilligte. Eine feine Röthe überzog das blasse Gesicht Lothar's, als nun auch Diana sich anmuthig zu ihm neigte und zu kommen versprach.

Länger und dichter fielen die Schatten des Waldes über die Wiese hin; auf der stillen, blaßgrünen Fläche des Teichs funkelte zitternd der röthlich goldene Widerschein der sinkenden Sonne und wob um die Fichten und das leise flüsternde Schilfrohr seinen rosigen Glanz. In diesem matten Dämmerungsleuchten war es, als legten sich von der Höhe der Felswand langsam hinabgesenkt duftige, durchsichtige Schleier um die ganze Landschaft, als hüpften und tanzten die Reflexe des Lichts wie luftige Geister hindurch, jetzt waren sie golden, jetzt purpurn, nun verwandelten sie sich in breite, violette Streifen und verschwanden endlich an den grauwerdenden Steinmassen. Diana hatte sich von dem Arm Julians losgemacht und ging dicht am Ufer entlang, so nahe, daß der Saum ihres Kleides zuweilen das Wasser berührte und eins mit ihm zu werden schien,

als wenn sie selber darauf wandelte. Nicht einen Blick wandte Lothar von ihr.

„Zur Heimkehr, ihr Herren!“ rief sie dann plötzlich, „sonst kommen die Nixen und mich schauert.“

Ein letzter Sonnenstrahl glitt langsam über den Teich, nun hatte er sich drüben im Schatten der Kiefern verloren.

Schneller als sie geglaubt und gewünscht, war der Weg nach der Stadt im heitern Gespräch zurückgelegt, am Thor erwartete ein Wagen den Grafen. „Auf morgen also!“ sagte er einsteigend.

Wie das Rollen der Räder allmählig auf der Fahrstraße verklang, Dunkelheit und aufwirbelnder Staub Alles bedeckte, fragte Diana den Bruder: „Du kennst ihn schon lange?“

„Eine Viertelstunde länger, als Du,“ antwortete Julian. „Er ist höflich und ritterlich; in dieser Oede und Langweiligkeit der erste Mensch, der mich anzieht. Denn, Schwester“ — und er preßte heftig ihre Hand — „hier gilt's, zu vergessen, was wir früher unser nannten, Geselligkeit, Reichthum, glänzende Freude, den Schmuck des Lebens; Deiner warten nur Entbehrungen und Aufopferungen. Wirst Du's ertragen?“

„Ich will's,“ sagte sie fest. „Drüben in der Hauptstadt hätte man uns offen beklagt, heimlich verspottet

und über unsers Glückes Sturz gefrohlockt. Hier kennt uns Niemand, kein boshaftes Auge liest von unserm Gesicht unsere Erinnerungen ab. Besser verschollen sein, als gedemüthigt und bemitleidet."

„Wenn ich Dich so sehe im vollen Glanze der Jugend, mit allen Gaben des Geistes, für das höchste Loos bestimmt, und denke, daß Du nun in kleinlichen Verhältnissen verkümmern sollst; in Gemächern, wo schon die niedrige Decke Dich erdrückt — über dies Geschick!" Und zornig stampfte er mit dem Fuß auf die Steinplatten vor dem gelben Hause. Sie aber schaute zur Linde hinauf, auf das alte, halbverlöschte Wappen, das im Giebel eingemeißelt war, auf die mit reichem Schnitzwerk ausgelegten Fensterkreuze und endlich lächelnd in sein Gesicht: „Hier also wohnen wir fortan? Wie in einem Schätzkästlein, scheintodt, verzaubert — bis das Glück uns wieder erweckt." Damit ging sie über die hohe Schwelle.

In glänzenderer Lage und zu größeren Zielen waren freilich die Geschwister erzogen worden.

Der Rath Felsberg, ihr Vater, hatte in der Hauptstadt lange eine hervorragende Stellung besessen, durch seinen Reichthum, die verschwenderische Pracht seines Lebens, seine wohlthätige Freigebigkeit die Augen auf sich gezogen. Sein Haus wetteiferte in Geselligkeit und

Festen mit denen des Adels, seine Gattin war die Zierde einer vornehmen, ausgewählten Gesellschaft. Allmählig hatten indeß Unglücksfälle, unmäßige Ausgaben, der Mangel jeder Beschränkung in Wünschen und Genüssen, zuletzt die Stürme der Revolution, in die sich der Justizrath mit blindem, verzehrenden Ehrgeiz nach einem gefeierten Namen, vielleicht gar einer Stelle an der Spitze des Staats gestürzt, dies große Vermögen verringert, verschlungen — daß, als er mit getäuschten Hoffnungen und gebrochenem Herzen seiner Gattin in's Grab folgte, seinen Kindern nur die Mißgunst der herrschenden Partei und die Last der Schulden als Erbtheil blieb. In dem leichtlebenden, unbekümmerten Julian, den ein ungestümer Drang nach Schleswig zum Kampf gegen die Dänen getrieben hatte, war nie vorher der Gedanke an einen so plötzlichen wie verhängnißvollen Umschwung seines Geschickes aufgestiegen — der Gedanke, daß die Nothwendigkeit des Erwerbens und gleichmäßiger, beständiger Arbeit auch seine Freiheit einst unter ihr strenges Joch zwingen würde. Jetzt aber mußte er die Träume des Ruhmes aufgeben, aus einem wild bewegten, wechselvollen Kriegs- und Lagerleben, von all' den guten Freunden und ritterlichen Genossen scheiden und in Stille und Beschränktheit zurückkehren. Wie gern und schnell wäre er nach verlorener Schlacht und

der Demüthigung seiner Fahne mit so manchem Kameraden auf ein Schiff gestiegen, jenseit des Oceans, wo nicht Auszeichnung doch Abenteuer zu finden, welche der stürmischen Rastlosigkeit seines Wesens immer neue Beschäftigung gewährten, wenn ihn nicht die Sorge um die Schwester wie mit ehernem Bande zurückgehalten hätte. So oft er fortstürzen, sich auf ein Pferd schwingen wollte und jagen, wer weiß wohin — trat die Erinnerung an Diana zu ihm heran — sie selbst, langsam, mit flehendem Blick, mit gefalteten Händen ... Nein, er konnte sie nicht verlassen, ihre einzige Stütze, ihre einzige Liebe, ohne ihn wäre ihre Jugendblüthe entblättert und verwelkt. Schon in der Kindheit waren sie unzertrennlich gewesen, kein Geheimniß, keine andere Neigung hatte sich zwischen sie gedrängt. Ein Bewußtsein innersten Zusammengehörens ließ sie selbst jeden Streit unter sich rasch ersticken, milderte Julians Härte und beseelte mit sanfter Gluth die Kälte ihres Herzens. Darum wollte er mehr für sie thun, als sterben, ihr seine Freiheit opfern. In diesem heißen Kopfe erschienen die Dinge nur wie in einem Hohlspiegel in maßloser Vergrößerung und ein unstätes Irren von diesem Ziel zum entgegengesetzten nannte er Leben.

So kehrte er heim; seine Kenntnisse im Baufache wurden anerkannt, ihm nach anderen gelungenen Arbeiten

der Bau der Johanniskirche übertragen. Ein letzter Rest des väterlichen Vermögens erlaubte den Geschwistern, sich in der kleinen Stadt ein behagliches Dasein zu gründen, das den Meisten theuer und willkommen gewesen wäre, aber diesen vom Glück der Jugend verwöhnten, glanzsüchtigen Herzen voll Eitelkeit und hochfliegenden Wünschen wie ein Fegefeuer vorkam.

Gab es etwas Elenderes, als die Arbeit um des Lebens willen? Das verdienen zu müssen, was Alle, wie Luft und Licht, mühelos besitzen sollten, wie sie es besessen hatten! Wie erniedrigend ist es für ein edles Gemüth, mit der freien Schöpfung seiner Hand oder seiner Gedanken einen kleinlichen Erwerb zu treiben, sie nicht als eine willkommene Gabe der Freundschaft verschenken zu können und aus der hohen Götterlust des Schaffens die Qual seiner Tage machen zu müssen. Diese Gedanken nagten verzehrend an Julians Seele, er konnte die Nützlichkeit und Zweckmäßigkeit eines so verbrachten Daseins nicht begreifen und hielt es für Mißbrauch und Vergeudung unserer besten Kräfte und edelsten Regungen. Es mochte diese Arbeit, in beständiger Wiederholung und Gleichförmigkeit, für die Erhaltung Aller nothwendig sein, aber dann war sie nur für jene beschränkten Wesen bestimmt, die in einem kleinen, engumschriebenen Kreis von Mühen und Pflichten

allein bestehen können, sich nur in ihm wohl fühlen und untergehen würden, sobald sie ihn verließen, wie der Sperling, der zum Horste des Adlers wollte. Warum trat sie nun an ihn heran, diese herbe Nothwendigkeit? War er für nichts Besseres geschaffen, als Steine aufeinander zu thürmen und die breite Straße der Mittelmäßigkeit namenlos mit Tausenden hinzuwandeln? . . .

Heute aber, wo nach so manchen Tagen der Trennung die Schwester wieder bei ihm saß und durch das offene Fenster Lindenblüthenduft und Mondglanz in das trauliche Gemach fielen . . . heute, wo sie noch rasch im Garten gepflückte wilde Rosen in die alten Vasen auf dem Schrank steckte, dort an der Thür die dunklen Vorhänge ordnete — kam ein Gefühl des Glücks über ihn, der Ruhe und des reinsten Genusses und unwillkürlich beschlich ihn der Gedanke, wenn er ihn auch im Augenblick wieder von sich drängte, daß es immer so bleiben möge, so still in ihm und so lieblich umher.

II.

Niemand konnte seine Gäste höflicher und gefälliger empfangen, als Lothar Schönburg. Kaum hatte er von dem Balcon des Schlosses ihren Wagen durch die dunkle Allee von Kastanienbäumen kommen und vor der großen Pforte mit dem steinernen Wappenschilde darüber halten sehen, als er ihnen selbst entgegeneilte und sie über die breiten Treppenfluchten nach den innern Gemächern hinaufführte, deren Fenster alle nach dem Park sich öffneten und über die Wipfel der Bäume die Aussicht nach dem an der Besitzung vorüberfließenden Strome gewährten.

Hier bewies Alles das Walten eines reichen, mächtigen Geschlechtes, eine fortlaufende Erbfolge von Besitzthümern und Schätzen, in dem raschen Wechsel der Zeiten und des Geschmacks doch einen durchgehenden Zug anständiger, gediegener Pracht. In dem Gemach, worin sie saßen, hatte auch der Freiherr von Andlau, wie Lothar sagte, den Morgen zugebracht. Weder die großen, buntbemalten chinesischen Vasen auf dem Kamin, noch

die schweren braunen Sammetsessel waren seit seinem Tode gerückt worden. Alles still, ernst — die schwarzsammetnen Vorhänge an der Flügelthür, das Nußbaumgetäfel der Wände .. daran die alten, oft verblichenen Familienbilder in mattgewordenen Goldrahmen, unter den vielen steifen, langweiligen Frauengesichtern mit hohen Toupets ein liebliches, rosiges, mit frei flatternden Locken. Es war ein Brustbild, in das braune Getäfel kunstvoll eingefügt, dem Lehnstuhl des alten Herren gerad gegenüber... Durch das einzige Fenster des Zimmers glühte Sonnenschein wie belebend darüber, Diana sah verwundert zu ihm auf. Der Schnitt des Gesichts, die Augen, die Farbe des Haares, selbst der sinnige Ausdruck des ganzen Kopfes schienen von ihr selbst genommen zu sein .. und doch war es sicher ein Portrait, nach dem Schnitt des Kleides zu urtheilen ein altes, vor fünfzig Jahren und länger herstammendes. Ihr Blick forderte von Lothar eine Erklärung.

„Ich hab' im Voraus auf Ihre Verwunderung gerechnet," sagte er, „eine Verwunderung, die auch mich nicht verlassen, seit ich Sie gestern zuerst gesehen. Sie fragen, wer ist diese Frau? Ich weiß es nicht; die ältesten Diener im Schlosse versichern mir, so hätte meine Großmutter einst ausgesehen, Philippina, die letzte Dame von Schönburg, die hier gestorben ist. Möglich, aber

der Freiherr selbst hat es erst einfügen lassen, er nannte die Dame nie anders als: sie. Diese Bezeichnung will ich dem Bilde lassen, mich wird es immer an Sie erinnern."

„Wunderlich!" Und sie stand noch immer davor . . sinnend, nachdenkend, mit der Hand fuhr sie über Augen und Stirn, als wollte sie einen Nebel verscheuchen, der vor ihr flimmerte, oder einen Traum zurückrufen.

Darüber trat der Graf zu Julian an das Bogenfenster.

Mitten im Garten, auf einem Hügel, in einer neueren Anpflanzung von Fichten erhob sich fast im rechten Winkel gegen das Schloß ein breiter, viereckiger massiver Burgbau von grauen, hier und dort gespaltenen Granitsteinen, aus denen Moos und Gestrüpp üppig, in wildverschlungenen Linien emporwuchs. Die Ringmauer, die einst den Fuß der Anhöhe umschlossen hatte, war niedergeworfen, einzelne Steine lagen als ihre letzten Spuren verwitternd im Grase unter den Fichten. In den kühn gewölbten, mit steinernen Blumen an Pfeilern und Gesimsen geschmückten Fensteröffnungen des obern Stockwerkes fehlten die Scheiben, ungestört woben die Spinnen ihr melancholisches Gewebe hinauf und hinüber. Frei und bloß von deckenden Schieferplatten starrten die mächtigen Eichenbalken des Dachs hervor, schwarz

und wurmstichig geworden, und gewährten nur noch den leichten Nestern der Schwalben eine dürftige Stütze . . . hineinstarrend in Regen und Sonnenschein, langsam absterbend, bis sie selber zu dem Staub unter ihnen in den öden Gemächern als Staub versammelt wurden. Eine gewaltige Tanne senkte jetzt ihre schwarzen Nadeln auf das Gemäuer, früher ragte dort der Eckthurm gebietend über Waldung und Strom und trug auf seiner Spitze die flatternde Fahne — gegen den glatten, röthlichen Granit, aus dem das neue Schloß gebaut war, seine hellglänzenden Scheiben, den reichen Schmuck seiner Rococcoarabesken an den Mauern und Zinnen mit den vier Statuen an den Ecken seines Daches und der zierlichen, ganz mit kostbaren Blumen und Staudengewächsen bedeckten Terrasse vor ihm konnte sich kein ergreifenderes Bild der Hinfälligkeit stellen, als diese verwitterten Trümmer in dem finstern Dunkel der Fichten.

„Dort wohnten meine Ahnen," sagte Lothar hinüberzeigend zu Julian. „Dort begann unser Glück und jeder ihrer Nachkommen hat sich gescheut, ihre Spur gänzlich von diesem Boden zu verwischen, so hinderlich und unangenehm auch Manchem diese Ruinen sein mochten, aber freilich auch die Kosten gefürchtet, dem Verfall entgegen zu arbeiten. Sie bauten alle lieber an dem neuen, glänzenden Hause. Zuletzt noch, im Kriege von

1813 lagen die Franzosen hier im Quartier und wurden von den Preußen überfallen. Da ist im Garten hart gefochten und die Ruine fast gänzlich zerstört worden. Ich weiß jetzt nichts Besseres und Löblicheres zu thun, als sie wieder herzustellen und rechne dabei auf Sie. Wenn es, wie alle Anzeichen drohen, mit dem Adel zu Ende geht, ist's gut, daß er mit seinen Erinnerungen und seiner Vergangenheit abschließt und ihnen einen Leichenstein setzt."

„Wohl, aber nur um dann frisch und ledig von ihren Einflüssen und krankhaften Anschauungen ein eigenes Leben, eine neue Laufbahn zu beginnen. Waren jene, Graf Lothar, Sie sind. Die Forderungen an uns sind andere geworden, allein der Ruf, uns zu bethätigen, etwas darzustellen und zu sein, ist derselbe geblieben, vielleicht noch lauter geworden, da keine helfenden Bünde und Gemeinschaften mehr den Einzelnen unterstützen und ihn zum Gliede eines thätigen Ganzen machen, sondern Jeder an seine Kraft allein gewiesen wird."

„Nicht immer; haben wir uns doch gefunden zu einem gemeinsamen Handeln trotz so verschiedener, himmelweit getrennter Ansichten. Mir ward das nicht, was das Glück Ihnen verschwenderisch gab: eine blühende Kraft, eine heitere Jugend, endlich eine Schwester. Sie mußten wohl muthig werden, da Sie etwas zu

schützen hatten, ein Wesen, das Ihrer bedurfte. Ich bin ein einziges Kind, noch dazu von vornehmem Geschlecht, ich habe die Spiele der Kindheit nur vom Fenster mit angesehen. Immer kränklich und immer allein, in der Obhut einer besorgten Mutter, hab' ich wie auf einer einsamen Insel manches Jahr verlebt und Sinnen und Stillsein für das Beste halten lernen, ein höchstes Gut. Auf der Hochschule zog mich nur die Wissenschaft an, nicht das lustige, heitere Treiben ihrer Schüler, deren politische Ideale. Sie begreifen, daß ich nicht der Demokratie huldigen kann. Vom Staatsdienst hielt mich eine tiefe Abneigung zurück, ich will mein eigener Herr sein und habe mir im Geist ein Bild stillster Zurückgezogenheit, eines einsamen Lebens entworfen. Sie wissen, der lebt schön, der verborgen bleibt. Meine Eltern sind todt, ich bin der letzte Schönburg ... nicht wahr, meine Thatenlosigkeit ist verzeihlich?"

Er hatte halblaut gesprochen, um von Diana nicht gehört zu werden, welche noch immer die Bilder an den Wänden, altfranzösische Nippsachen von Sevresporzellan auf dem kleinen Tische von Acajouholz, die chinesischen Malereien der Tassen und Vasen bewunderte ... eins und das andere der umherliegenden Bücher aufschlug und hineinblickte — Rousseau's Emile, ein Band von Racine, Göthe's „natürliche Tochter" ... nun es

wieder zurücklegte und träumerisch mit den Franzen der Tischdecke spielte. Nach Jahren sah sie sich einmal wieder von jener Pracht und Herrlichkeit umgeben, deren Verlust sie so bitter beweint, die sie so schmerzlich um sich vermißte. Wie sprach Alles in diesem Gemache von der vergoldeten Decke bis zum farbigen Teppich des Bodens verführerisch und verständlich zu ihrem Auge und Herzen. Nur hier wohnten Glück und Schönheit und einen Augenblick war es ihr, als sei ihre Dürftigkeit und der Jammer so vieler Tage ein häßlicher Traum gewesen und sie als die Herrin dieses Schlosses erwacht. Dann aber schaute sie das Bild Philippinens so eigen und seltsam an, um die feinen Lippen schien es zu zucken, Diana wagte es nicht zu entscheiden, ob von Spott oder Trauer .. und so fand sie sich selbst wieder, arm und elend, in der Seele brennende Qual und heimlichen Neid gegen alle Glücklichen.

Aber unter allen Gemüthsbewegungen blieb ihr Antlitz ruhig, von einem kaum merkbaren Schatten überflogen ... eine zarte, feine Gestalt, leuchtend das Haar, mit schmachtenden Augen.

Als sich die beiden jungen Männer vom Fenster zu ihr wandten, Julian hatte in rascher Erregung und gerührt von dem Vertrauen des Grafen seine Hand ergriffen, sagte sie heiter: „Wirklich, Schönburg ist zugleich

bezaubernd und gefährlich; schwer wird es sich von ihm loszureißen, schwerer es zu vergessen . . " und so fort von der Lieblichkeit der Landschaft umher, der Schönheit des Schlosses, wie angenehm und wohlthuend solch' ein ländlicher Aufenhalt sei, die einfachsten Bemerkungen und doch mit einer Anmuth vorgebracht, daß sie den tiefsten Eindruck auf Lothar machten.

Julians Verlangen, den alten Burgbau näher in Augenschein zu nehmen und mit dem Grafen in allgemeinen Zügen den Plan der Erneuerung zu besprechen, war nun nicht länger mehr zu zügeln und über die Terrasse, durch die Laubgänge des Gartens und das Fichtengebüsch folgten sie dem Pfade die Anhöhe hinauf. Erst seit den letzten fünfzig Jahren, erzählte der alte Diener, der sie begleitete, hätte Graf Christoph, Lothar's Großvater auch auf dem Kamme des Hügels Fichten anpflanzen lassen, um das Gemäuer, das bis dahin vom Garten und Fluß aus weithin sichtbar gewesen wäre, den Blicken zu entziehen, erst seit jenen Tagen sei es gänzlich zerfallen. Wie sie näher schritten, zeigte sich daher der Bau größer und umfangreicher als Julian zuerst geglaubt. Von dem zusammenbrechenden Thurm, der die Burg gegen einen Angriff vom Flusse her geschützt, bis zur jähen Senkung des Hügels nach der Landstraße hin, zählte er in dem langgestreckten,

nicht hohen Gebäude zwölf weite, spitzbogige Fenster- öffnungen, während der Diener langsam die Eingangs- pforte öffnete.

Diana ging neben dem Grafen und als die Thür knarrend in ihren verrosteten Angeln sich drehte, lachte sie: „Lassen Sie mich die Erste sein, die hineintritt —" und sprang auf die Steinplatten der langen, dunklen Vorflur.

Nun ward jedes Gemach von den Neugierigen geöffnet, jede noch flatternde, halbzerrissene Tapete aufgehoben und die schweigenden Wände um Geheimnisse befragt. Im Rittersaal hingen noch von Rost überlaufene Schilde und Helme an den schlanken Spitzpfeilern, welche die Wölbung trugen, umgestürzte Sessel, längst vergessenes Geräth bedeckten den Boden. Von obenher und durch die offenen Fensterbogen spielten lustige Sonnenstrahlen darüber, liefen hin und her und vergoldeten den Staub, der auf allen Gegenständen lag und wie eine graue Wolke vor dem Winde bei dem Oeffnen der Flügelthüren aufstieg. Diana hatte zuerst den weiten Raum durcheilt und stieß einen leisen Ruf freudigster Ueberraschung aus, als sie in der dem Eingang gegenüberliegenden Wand eine kleine, schmale Thür entdeckte, sie rasch mit dem Fuß aufstieß und in ein halbrundes noch reich geschmücktes Erkergemach sah.

Ihr Blick fiel auf die strahlenden Glasmalereien des Fensters. Der Sonnenschein, durch die dunklen Bäume draußen zurückgehalten, glitt nur in leisen gedämpften Lichttönen über die purpurnen und blauen Mäntel der Heiligen, ihre Glorienscheine und die Lilien und Palmen in ihren Händen; die sonst im Gemach herrschende Dämmerung verlieh diesem wunderbaren, wechselnden Farbenspiele noch den Reiz des Phantastischen. Zögernd verweilte Diana auf der Schwelle, erst der Zuruf Lothar's gab ihr den Muth, einzutreten. Rings umher noch wohlerhalten ein Schrank, ein Tisch, Sessel mit zierlichem Schnitzwerk, ein Ruhebett mit grüner Seide überzogen, von der Decke herab hing eine alterthümliche Ampel .. in der tiefen Nische neben dem Fenster, von der Sonne, die hier durch röthlich gefärbtes Glas schimmerte, rosig angestrahlt eine marmorne Figur, eine Muse darstellend, die an eine halbgebrochene Säule gelehnt sinnig das Haupt auf den Arm stützte, und daneben ein altmodisches Klavier auf gewundenen Füßen mit vergoldeten Löwenklauen ruhend, über dem ganzen Boden ein verblichener Teppich... Rasch hatte Diana Alles mit wachsendem Erstaunen überflogen, jetzt die Hand auf den Sockel der Muse gestützt, schaute sie fragend zu dem Grafen auf.

„Sie sind im Zimmer der Gräfin Philippine, das

sie sich inmitten der Ruinen einrichten ließ, hier hat sie oft gesessen und nach dem Strom geschaut."

„Immer diese Philippine! Ist es nicht, als ob wir beide nur ein Ich wären und mit demselben Gesicht auch dieselben Gedanken und Gefühle hätten? Ich möchte auch hier sitzen, stundenlang; aber die häßlichen Bäume müßten fort, offen das Fenster, damit in das ferne Rauschen der Winde und Wellen die Klänge meines Klaviers mittönen und mitziehen könnten."

Einen schnellen, lauschenden Blick warf sie nun noch auf Lothar und als wäre sie von einer plötzlichen Bewegung hingerissen, kniete sie auf dem Fußkissen vor dem Klaviere nieder und schlug leise die Tasten an. So lange nicht berührt und gestimmt, gaben sie einen klagenden, schaurigen Ton, aber sie spielte weiter und allmählig schlossen diese anfangs so unharmonischen und zerrissenen Klänge unter ihrer mächtigen Hand sich zu einer wilden phantastischen Melodie zusammen, erhoben sich zu leidenschaftlichen Liebesklagen, zu stürmischen Entzückungen, gingen dann in ein sanftes, schmelzendes Gedicht stiller Entsagung über und flossen zuletzt dahin wie langsam herabrinnende Thränen. Um sie war es still und lautlos ... ihr Haar leuchtete heller im Sonnenstrahl, wie auf alten Bildern das langhinwallende der heiligen Cäcilia .. ihre weißen Hände waren wie

in Rosengluth getaucht. Das leise, mühsam unterdrückte Schluchzen des alten Dieners klang ihrem Spiele nach, — sie endete und reichte ihm aufstehend freundlich die Hand. Lothar war wie bezaubert, erst nach einigen Augenblicken wagte er sie anzusehen, ihre Fingerspitzen zu küssen, Worte fand er nicht.

„Es spielt sich gut auf dem Klaviere," meinte sie dann, „in diesem Raum."

Daß er mein wäre . . . und die folgende Reihe ihrer geheimsten Gedanken hätte auch ein besserer Menschenkenner als Lothar nicht von ihren Zügen gelesen.

In den Hofraum hinaustretend, fanden sie Julian auf den äußern Mauerresten umhergehend, messend, beobachtend, sein Gesicht strahlte von dem frischen, fröhlichen Morgensonnenschein und dem seiner Gedankenwelt wieder. „Herrliche Pläne hab' ich!" rief er stürmisch dem Grafen zu. „Hier errichten wir den alten gothischen Thurm, aber höher, als er früher war, leichter und kecker, dort bauen wir das Thor, nicht zu breit, aber hochgewölbt — Graf Lothar, wir fangen gleich morgen an." Und mit raschem Sprung von der Mauer war er bei ihnen.

„Nicht so rasch; ich denke, Sie vollenden erst Ihr Meisterwerk, die Kirche."

„O, die kann jetzt jeder Geselle weiter und fertig

bauen, das ist ein alltägliches Geschäft geworden. Hier jedoch will Neues geschaffen und erfunden sein, neue Schwierigkeiten bieten sich dem Kopfe wie der Hand dar, sie überwinden — das reizt und spornt."

„Giebt denn immer nur das Neue eine anregende Beschäftigung und hat das Ausbauen und Vollenden des Alten gar keine Anziehungskraft für Sie, ist es nicht auch verdienstvoll? Muß unser Geist in beständiger Flucht sein, um sich zu genießen und zu bethätigen?"

„So lange er kräftig ist, gewiß. Das Leben ist wie ein Ball, es muß steigen oder fallen. Und wer möchte gern unbeachtet und zertreten am Boden liegen?"

In solchen Gesprächen, im Durchstreifen des Schlosses und Gartens, im Genießen der Frühlingsfrische verging ihnen kurz und köstlich der heitere, sonnige Tag. Zwischen ihnen hatte sich rasch eine Innigkeit und Vertraulichkeit gebildet, als wären sie längst mit einander im Verkehr gewesen, die theils aus ihrem ersten, seltsamen Zusammentreffen, aus ihrem Alleinsein in schöner landschaftlicher Umgebung, theils aus der Anziehungskraft entsprang, welche so verschiedene Charaktere aufeinander ausüben mußten, um so mehr, da sie alle noch der Reiz der Jugend umgab.

Darum, als sie am Spätnachmittage von einer Spazierfahrt durch den nahgelegenen Wald zurückgekehrt

waren, sagte Lothar mit nur halbunterdrücktem Seufzer zu Julian: „Daß fröhliche Stunden am schnellsten verfliegen! Aus der Fluth trüber Tage ragt der heutige mit seinem Sonnenblick nur hervor, um mir deutlicher die Nebel der kommenden zu zeigen. Doch ich hoffe, daß Sie mir treu bleiben und das Ungemach tragen helfen."

„Immer diese melancholische Stimmung! Ungemach . . welches könnte Sie treffen?"

„Bester, ich will Sie nicht in die unglücklichen Familienverhandlungen einweihen, die mir seit dem Tode meines Oheims bevorstehen. Sie werden von seiner Tochter so viel wie von ihm gehört haben —"

„Seiner Tochter?" fuhr Julian in die Höhe. „Der Frau von Waldheim?"

„Dieselbe, Martha von Andlau. Ich habe sie nie recht in der Nähe gesehen. Sie lebte mit ihrer Mutter in der Hauptstadt, beide zerfallen mit Vater und Gatten, mit unsrer ganzen Familie. Wunderlich, krausen Sinns war der alte Herr und in seinen jüngeren Jahren mag es noch schwerer gewesen sein, sich mit seinen tollen Launen und brausendem Jähzorn erträglich abzufinden. Doch ist damit die hartherzige, eigenwillige Tochter — Regan und Goneril zusammen, nannte sie der Vater — nicht zu entschuldigen. Sie soll eine bedeutende, geist-

reiche Frau sein, von wunderbarer Schönheit; ich, wie gesagt, bin ihr fern geblieben und wo wir zufällig zusammentrafen, war immer die ganze Länge des Saals zwischen uns, ich liebe die sanften und schwermüthigen Frauen."

„Und nun?" fragte Julian mit kaum zu bezwingender Ungeduld.

„Nun werde ich Regan im eigenen Schloß empfangen und mit ihr die Erbschaftstheilung vornehmen müssen. Jeden Tag kann sie von Rom eintreffen ... der Tod ist immer ein Glück, hier verhinderte er eine tragische Scene zwischen Vater und Tochter, der ich hätte zuschauen müssen."

„Sie erwarten Martha ..?"

„Was ist Ihnen, mein Freund?"

Hin und her ging Julian eiligen Schrittes durch das Gemach, in sich ringend, unschlüssig, im hastigen Erglühen und Erblassen seines Gesichts den Kampf seines Innern wiederspiegelnd.

„Ach!" sagte Lothar theilnehmend. „Unbesonnen hab' ich da eine alte Wunde in Ihnen aufgerissen, Sie sahen und kannten Martha, Sie liebten sie!"

„Liebte sie?" erwiederte Julian langsam, als hätte ihn ein schwerer Schlag betäubt. „Ist's Liebe, von einem seltsamen, widerspruchsreichen, hochmüthigen Wesen

angezogen, jetzt es berühren, um es gleich darauf von sich zu stoßen, ruhig von ihm zu gehen und es doch nicht lassen zu können ... in Gedanken, in Träumen — ist das Liebe?"

„Beinahe, ein wenig anders schildert jeder seine Leidenschaft, im Grunde ist's ewig dieselbe. Und was wäre da wunderbar? Solch' dämonische Frauennatur wird immer Einfluß auf die ihr Nahenden gewinnen, über die fähigsten Köpfe und heißen Herzen am leichtesten. Ich fürchte ihre Ankunft, aber Sie, mein Freund, Sie haben hohe Fluth, Sie werden sie nach so langer Trennung mit freudigeren Empfindungen, strahlenderen Augen als je wiedersehen. Ihr Gemahl ist vor länger als einem Jahre zu Rom gestorben ... Martha ist durch den Tod ihres Vaters ganz frei, unabhängig .. wie auch das Testament für oder gegen sie sprechen mag, eine Erbin großer Güter, eine der reichsten Frauen des Landes ... vertrauen Sie Ihrem Glück, wagen Sie es mit Regan."

Julian lächelte bitter: „Zu viel liegt dazwischen —"

„Und doch konnten Sie ihrer niemals vergessen!"

„Genug!" ermannte sich endlich Julian .. „Sie sollen Alles wissen, nur urtheilen Sie nicht allzustreng von ihr, es ist etwas Eigenes um Martha."

Er hatte sich in den Sessel am offenen Fenster ge-

worfen und Lothar blieb unweit von ihm stehen, an das Fensterkreuz gelehnt, das Auge suchend nach dem Garten hinabgewandt, durch dessen grüne Gebüsche und abenddunkle Schatten zuweilen das blaue Gewand Diana's schimmerte, wo sie selbst zuweilen am Ausgang einer Allee sichtbar ward, von dem rosigen Glanz der Dämmerung umflossen.

„Nun sind 's neun Jahre," fing Julian an, „als meine Familie in der Hauptstadt noch mit unter die bürgerlichen Patricier gezählt ward, ihren Reichthum und Stolz so gut wie der Adel hatte. Da kam ich in Gesellschaften, auf Bällen oft mit Martha zusammen; war nicht meine Geburt, war doch mein Vermögen, mein Wesen ihr ebenbürtig. Ihre Mutter lebte schon getrennt von dem Freiherrn allein in ihrem Hause in der Hauptstadt, meine Mutter sah sie oft, es entspann sich ein innigeres Verhältniß zwischen den beiden Frauen. Ganz frei von diesen Einflüssen konnten Martha und ich nicht bleiben, in uns beiden brannte dieselbe Begierde nach Aufregung, ein eitler Trotz und hochmüthiges Auflehnen gegen die Andern und die Verhältnisse des Lebens. Mit unsern einundzwanzig Jahren galten wir unsern Müttern und hielten uns wohl selbst für geniale Naturen. Noch in den letzten Tagen vor der Revolution hielt es Jeder für nothwendig, den Andern durch Frei-

sinnigkeit zu übertreffen und am Gebäude des Staates die Balken luftiger zu setzen. Dabei blieb Martha trotz ihrer Begeisterung für Menschenrechte und Brüderlichkeit das hochgeborne Fräulein von Andlau, die Zierde der vornehmsten Kreise, die im Königsschloß, wenn Bilder aus Tasso's befreitem Jerusalem dargestellt wurden, als Clorinde im Waffenschmuck mit dem Tigerhelm auftrat, ausschließlich in ihren Launen, mit wunderlichem, bizarren Benehmen, das die Aufmerksamkeit fesseln, Augen und Geister bestechen sollte und bestach. Nicht, daß sie nur eitel hätte gefallen wollen, wie andere Frauen, sie war ehrgeizig, ruhmsüchtig, um jeden Preis wollte sie ihre Rolle in der Welt und der Bewegung des Jahrhunderts haben, wie sie sagte ... Alles in Allem etwa, wie man sich eine königliche Geliebte denkt. Ich fühle, das klingt jetzt in meinen Worten so durchaus kindisch, ja verletzend; aber denken Sie es sich gesprochen und vertheidigt von den schönsten Lippen, den klarsten Augen, von einem jungen Mädchen, das in ihrer Erscheinung einer Minerva gleicht .. und Alles gewinnt Schimmer und Reiz.

„Ich sah sie gern, ich habe immer die Keckheit und die Freiheit geliebt, vielleicht war dies eine Gefühl die ganze Sympathie zwischen uns. Vielfach umworben, unterschied mich Martha doch unter ihren Bewerbern, da am sichtbarsten, als sie merkte, daß ich ihr nicht

mit den Huldigungen der Andern entgegenkam, ihr im Gegentheil widersprach und noch eigenwilliger als sie auftrat. So standen wir zu einander, als die überall ausbrechende Revolution jeden Muthigen zu Thaten für oder wider aufrief. Auch bei uns ist heiß und blutig gestritten worden. Am Morgen nach jener Märznacht — und der Sieg war noch unentschieden, Kanonen und Truppen hier, drüben Barrikaden und zornige Männer mit Aexten und eisernen Spießen — ging ich durch die Straßen. Ich hatte in der Nacht mit guten Freunden auf verlorenem Posten gestanden und trug den wunden Arm im Verbande. So kam ich in die große Straße, in der sie wohnte, bis dicht vor ihr Haus. Ein Reisewagen hielt davor, sie lehnte blaß, übernächtig am Fenster, sie erschrak, als sie mich sah, das schwarze Band um den Arm, sie winkte mir mit der Hand — da klangen wildwirbelnd die Trommeln, nach dem Befehl des Fürsten räumten die Truppen die Stadt. Ich war auf die Rampe des Hauses gestiegen, umher drängte eine tobende, empörte Menge. Wieder schlugen die Trommler und von der andern Seite nahte ein Wagen mit Leichen. „Still die Musik!“ schrie das Volk. Aber ihm gleichsam zum Hohne stimmte jetzt die Musikbande des Regiments einen fröhlichen Triumphmarsch an... Himmel und Hölle! Ob wir fast alle waffenlos waren, knirschten

wir laut vor Wuth und Groll über solchen Schimpf. Im Augenblick sprang ich von der Rampe, entriß einem der Männer sein Rappier, über mir klirrte Martha's Fenster, sie bog sich weit hinaus — da war ich vor der Front des Regiments. Der Officier an der Spitze galt für ihren bevorzugten Freund, Herr Georg von Waldheim — der arme Schelm stellte in den lebenden Bildern den Tancred dar, ich erkannte ihn erst, als ich vor ihm stand, Eisen wider Eisen gehoben. „Lassen Sie Ihre Musik schweigen!“ rief ich ihm zornig zu. „Sie sind besiegt, was prahlen Sie noch?“ Ich vernahm in dem Wuthgeschrei des Volks hinter mir nicht mehr, was er sagte, ich ihm erwiederte, unsre Waffen kreuzten sich, im Nu war ihm der Degen aus der Hand geschlagen . . . die älteren Officiere verhinderten besonnen den Wiederausbruch des erbitterten Kampfes, sie zogen schweigend durch die Straße und schulterten vor den Leichen das Gewehr.

„Ach! ich hätte älter sein, wissen müssen, welch' ein nichtiges Phantom der Ruhm, um von meinem Erfolge, dem Volksjubel nicht berauscht zu werden. Ueberall sprach man von meiner verwegenen That — und dann, Martha hatte sie gesehen! Nun wollte sie nicht mehr auf ihre Güter flüchten, woran sie im ersten Schrecken, unter Kanonendonner und dem Geheul der Sturmglocken,

gedacht, sondern die ferneren Stürme mit erleben, ihr Wille zwang auch ihre schwache, nachgiebige Mutter zu bleiben. Zum erstenmale fühlte sie sich frei, selbstständig. Das war lange ihr Ideal gewesen, einmal mit ihrem Leben und ihren Tagen ungehindert schalten zu können. Welch' glückliche Zeit! der Hoffnungen für Alle, beseligender Liebe für mich! Denn auch das noch, diese Hexe Martha ist von einer Milde und Süße, die umstrickt, weicher als Bande von Rosen und Seide, hingebend, leidenschaftlich, wie nur je ein Weib, aber durchaus listig und falsch. So alt wie ich, glaubte sie mich leiten zu können, sie wollte der Kopf, ich sollte die Hand sein, eine Partei bilden aus allen jungen vermögenden Leuten, eine heilige Schaar, eine neue Auflage der Gironde, sie eröffnete ihre Salons, wurde Madame Roland, die erste Frau im Staate der Zukunft. Kindische Träume! Aber Sie geben mir zu, es ist trotz alledem Zug und Ehrgeiz darin, bei einem einundzwanzigjährigen Mädchen! Wenn wir bei einander saßen, sie in lodernde, begeisternde Worte ausbrach, ihre Augen noch einmal so beredt wie ihre Lippen sprachen — nicht ich allein, alle, die in ihren Zauberkreis kamen, gelobten Huldigung und Ritterdienst. In ruhigeren Stunden, müde, abgespannt von diesem zwecklosen, phantastischen Treiben erröthete ich freilich vor mir selbst, der Spielball eines

Mädchens, in solchen Tagen unthätig, ein verliebter Thor zu sein. Handeln, Ruhm erwerben — ei, das wollt' ich auch! Aber rasch, mit dem Schwert, auf der ersten besten Barrikade! Und vor Allem, auf meine Weise, als Mann. Diese politische Bevormundung mißfiel mir, erst kränkte sie meinen Stolz, dann fing ich an, sie zu verspotten, heute heimlich, morgen laut. Andere, einflußreichere Männer verdrängten mich allmählig aus ihrer Gunst, denn Martha war die einzige Dame vom höchsten Adel des Landes, die in der Hauptstadt zurückgeblieben, die Gesellschaften ihrer Mutter waren viel besucht, Minister, Gesandte, Abgeordnete drängten sich um die junge, reiche Erbin, die neue Minerva. So hatte sie gleichsam schon ihren Theil an dem uns gemeinsamen Ruhme vorweg genommen, und ich, auch ein Kind der Revolution, wie sie sich selbst gern nannte, noch dazu mit ihren Narben, was hatte ich gewonnen? Sein Ziel kennen, es klar und deutlich durch alle Nebel immer vor sich sehen, wissen, wohin man jeden Schuß zu richten hat, bis endlich der glückliche in das Schwarze trifft, wie viel ist das nicht werth! Ich sollte das Ziel nicht so leicht finden, noch es bei mir in der Brust tragen, wie es von den Glücklichen heißt; dunkel nur fühlt' ich, daß in den Plänen Martha's für mich keine Stätte, dies Garn zu fein für

meine Hand gesponnen sei. Dabei konnte es zwischen uns nicht an Gereiztheit und Zwistigkeiten fehlen, bis es endlich Licht in mir wurde, laut in mir rief, wie die abziehenden Freischaaren auf den Gassen: „Nach Schleswig!“ da gab es Kampf, Bewegung, der Mann bethätigte sich als Mann und die Frau kehrte dort bescheiden und aufopferungsfreudig zu dem Loose zurück, das ihr einmal in bewegter Zeit als Dornen- und Lorbeerkrone zugleich zugefallen, sie ward eine Pflegerin der Wunden und Kranken, eine barmherzige Schwester.

„Mein Entschluß war schnell gefaßt und ich fertig bis auf das Abschiednehmen. Abschied — schon das Wort hat für mich, ich weiß nicht welch' schwermüthigen Klang, gerad wie das Einschlagen der Nägel in den Sarg, als würde mit unserm Lebwohl auch ein reiches Leben, eine weite Welt begraben! An solchen Tagen sieht man umher, wie durch grauen Nebel, als flimmerte einem beständig eine hartnäckige Thräne an der Wimper. Ich wollte mit dem Nachtzug der Eisenbahn nach Hamburg und es war schon am späten Abend, als ich zu Martha kam. Sie war im Garten, warmer, duftiger Frühlingswind spielte mit den ersten Blättern und Blüthen, mit ihrem Haar. Eine elegische Stimmung hatte da Macht über sie, der Mondglanz umfloß und verklärte sie zu einer entzückenden Erscheinung. Ach, sie

war doch ein wunderliebliches Geschöpf! da werden Sie mich einen Thoren oder noch bitterer schelten, daß ich von ihr ging. Und wie ging! überströmt von ihren Thränen, Liebesschwüren und Zärtlichkeit. Sie wollte mich nicht lassen, sie liebe mich unaussprechlich, rief sie einmal über das andere. Müßt' ich denn von hinnen, so wolle sie mich begleiten, in der Blouse, mit der Büchse; es gäbe keine Gefahr, der sie nicht an meiner Seite blitzend in's Auge sehen werde. In diesem Rausch der Leidenschaft bot sie mir ihre Hand, ihr Vermögen an . . . versprach Alles, den ganzen, reichen Himmel ihrer Liebe . . . mir aber lag es um's Herz wie ein Band von Eisen, das jedes Gefühl zurückdrängte. Wie erstarrt saß ich da. Doch liebt' ich sie, so gewiß und wahr sie je einer geliebt hat. Nur erschien sie mir in jener Stunde, sie und ihre Liebe, wie eine Sphinx mit Jungfrauenantlitz und mit Löwenkrallen; ihr angehören, hieß sich selbst aufgeben und verderben. Darum ging ich, weit weg von ihr, in Aufregung und Kampf. Ich behielt sie nicht treu und unvergeßlich im Gedächtniß und vergaß sie auch nicht ganz, es war keine angenehme Erinnerung, eine wirre, berückende Zauberei.

„Nach zwei Jahren rief mich der Tod des Vaters heim. Nicht mit Lorbeern kam ich; Sie wissen, was uns heut noch allen die Brust mit bitterm Schmerz zerreißt,

die dänischen Fahnen wehten siegreich hin über deutsches Land. Und zu Hause erst! .. die jungen Freiheitsbäume waren alle zu Asche gebrannt, Jeder saß wieder für sich bei der kümmerlichen Flamme des eigenen Herds, sie nähren war wieder die Hauptsache des Lebens, eines enttäuschten, glaubenslos gewordenen, unbehaglichen Lebens. Meine Familie hatte in der Revolution große Vermögensverluste erlitten, wir wohnten bescheiden in einer Gasse der Vorstadt und nur selten kam zu uns eine Kunde aus der großen Welt. Nichts von Martha, nicht ein Ton! Eingesponnen in Arbeit und Beschränktheit suchte ich gewaltsam die lockenden Bilder der Vergangenheit von mir zu bannen; aber je mehr ich darbte, desto näher umgaukelten sie mich. Um ein neues Leben muthig zu beginnen, sagt' ich mir da oft, muß man mit dem alten Trödel um sich und in sich aufräumen. Was nützt es, in diesem Staub zu wühlen, eine welke Blume hervorzuziehen und darüber zu weinen? Geben ihr unsere Thränen Glanz und Duft wieder? Aber welch' schwere Kunst ist andererseits das Vergessen! Und da zum Unglück mußt' ich sie sehen, im großen Garten vor dem Thore, auf einsamem Pfad. Ich ging mit meiner Schwester — wie sie die arme Kleine ansah, mit einem Blick ... wie sagten Sie doch, Regan und Goneril zusammen? So mögen sie auf Cordelia geblickt haben!

Und ich sah sie wieder, den andern Abend und noch einen. Was war sie schön, lieber und milder als je. „Mein Herz ist unverbrüchlich dein," sprach sie, „noch liegt kein Flor auf deinem Bilde darin." Ich kannte die Frauen zu wenig, um an ihr zu zweifeln, und dann war ich auch so tief von meinen hochmüthigen Plänen herabgestürzt worden, daß ich jetzt den Schutz und die Gunst der Vornehmen suchen mußte, die ich einst von mir gestoßen. Wir trafen uns heimlich in dem kleinen Hause ihrer Amme vor der Stadt. Martha hegte noch ihre alten, hochfahrenden Pläne des Ehrgeizes ... im Angedenken daran erröthe ich wie ein Knabe vor Ihnen, ich ließ mich abermals von der Hexe umgarnen, vergaß meine Schwester, meine Pflicht und folgte blindlings diesem Dämon. Und zuletzt? Ikarus, Graf Lothar, Ikarus — und vielleicht noch elender, da ich nicht beim Sturze starb. Als ich ihr wieder einmal schwur, daß sie mir Leben und Seligkeit sei, lachte sie höhnisch: das sei nun vorbei, Maskenspiel und Eide, seit gestern sei sie mit Georg von Waldheim verlobt. Sie glaubte mich vernichtet und gewiß, wenn ich ein Messer gehabt — sie und ich, wir wären da zum letzten Mal die Narren des Geschicks gewesen. Allein so! Ich bin kein Mensch tragischer Verzweiflung, ich überwand Rache, Schmerz —

ich hab' ihren Namen bis heut weder genannt noch nennen gehört."

„Wie richtig," sagte der Graf nach langem, sinnenden Schweigen, um dem erregten Freunde Zeit zu gönnen, seine Gefühle zu beruhigen, „wie begründet war meine geheime Abneigung gegen diese Frau, so widersinnig und grundlos ich sie selbst bisher gescholten. Den Geliebten und den Vater, beide hat sie unglücklich gemacht... wie mag erst das Loos ihres Gemahls gewesen sein!.. Und ihr sollen wir nun entgegentreten."

Ein rasches Oeffnen der Thür, das Rauschen von Frauengewändern im Nebengemach unterbrach ihn... „Frau von Waldheim," meldete der voranschreitende Diener.

In dem dunkelglühenden Roth der untergehenden Sonne erschien Martha's hohe, königliche Gestalt, im langhinwallenden tiefschwarzen Kleide, auf der Schwelle.

III.

Inzwischen war Diana in den Gängen des Gartens auf und ab gegangen, einsam, wie sie immer in den Stunden der Dämmerung es zu thun pflegte.

Vielfach war sie bewegt ... Der Gedanke, der einmal in ihr angeregt war, seit sie das Schloß betreten, obgleich sie nicht wußte, woher und wie er ihr gekommen — durch plötzliche Eingebung und Vorahnung, der Gedanke, daß sie einst die Besitzerin all' dieser Herrlichkeit und Größe sein würde, verließ sie nicht mehr ...

Liebte sie den Grafen?

Ihre Hand ruhte auf ihrem Herzen, als wollte sie seine Schläge zählen, wenn ihre Seele ganz leise den Namen Lothar spräche. Doch das war eine Frage, die am besten für sie selbst noch unergründet und ungelöst blieb; niemals, redete sie sich ein, würde die Leidenschaft der Liebe so stark in ihr lodern, als jetzt die Begierde nach Glanz und Reichthum, nach einer hervorragenden

Stellung in ihr erwacht war. Dürftig sein, beständig nur Wünsche nähren, ohne je einen erfüllt zu sehen, im Staub des Lebens hinirren: es giebt für ein hochsinniges Herz keine härtere Prüfung, kein jammervolleres Loos. Ihre Natur konnte sich, wie sie meinte, nur im Sonnenschein und Licht entfalten, das segnend um ihre Jugend geleuchtet; fand sie diesen Schimmer und dies von aller Bedürftigkeit und kleinlichen Zwecken befreite, genußreiche Dasein, das ihr erlaubte, nur für sich und ihre Selbstentwickelung zu sein und zu sorgen, nicht wieder, hatte sie nichts zu wünschen, als einen frühen Tod. Vor der heranschleichenden Armuth, vor der Gewißheit, mit Pfennigen rechnen zu müssen, erbebte ihr Muth. War es da nicht der Fingerzeig des Schicksals, der sie gleich am ersten Tage ihrer Ankunft in dieser Gegend auf das Ziel ihrer Bestrebungen hinwies? Gräfin Schönburg . . . darin lag Alles.

So Viele ringen und verderben in fruchtlosen Bemühungen nach den Idealen; sind diese wirklichen, greifbaren Güter des Lebens, Hoheit und Reichthum, nicht derselben Arbeit und wenn es sein muß, derselben Aufopferung werth? Stehen sie auf der Leiter des Wünschenswerthen niedriger, als der Ruhm, der auf den Schädel des Gefallenen seinen dürftigen Kranz drückt... niedriger, als der Versuch, die Menschheit zu erlösen,

die ihren Heiland hohnlächelnd an das Kreuz schlägt ... niedriger, als die mühsam über den eigenen Geist errungene Gnade, schon hienieden in Gottes Schooß zu ruhen? Nein, auch in ihnen ist etwas Hohes, ein unbegreiflicher Zauber, wie die Ideale hat auch das Gold seine Märtyrer. Vorwärts will jeder Sterbliche, so viel von der Welt fassen, als sein Sinn begreift und sein Arm vermag; sie aber, die alte listige Betrügerin, stellt vor Jeden ein anderes Trugbild hin, das in Staub zerfällt, wenn er es berührt und zu besitzen und zu genießen denkt.

So stiegen und sanken Hoffnungen und Träume in Diana's Seele. Um sie hauchte der Friede des Abends seinen ersten, köstlichen Duft aus ... Die Wipfel alle in rothglühendes Gold getaucht und alle geneigt, ihre wie scheinbar der ganzen Welt Bewegung leise geworden und gedämpft ... Durch den Garten streifend war Diana wieder zum Schloß zurückgekommen, an den Ruinen und der Terrasse vorüber, zu dem äußersten Flügel des Gebäudes. Ein kleines, gothisches Portal, sculpturengeschmückt, fiel ihr auf, die Flügelthür war noch geöffnet ... es war die alte Schloßcapelle. Ein Diener ordnete darin, was der Morgengottesdienst aus der gewohnten Stelle gerückt ... die Bänke umher, den Stuhl des Grafen, die Leuchter auf dem Altar.

Noch waren wegen des Todes des Freiherrn die Wände der kleinen Kirche mit schwarzem Tuch bedeckt, hier und dort hingen an den Pfeilern über alten steinernen Wappenschilden verwelkte Kränze von Eichenlaub und Cypressen, ja neben dem Altar bemerkte Diana den Sarg, eine schwarzsammetne Decke mit silbergestickten Zipfeln darüber gebreitet. Jetzt ging der Diener mit tiefer Verneigung an dem jungen Mädchen vorbei und wider ihren Willen war sie allein in dem stillen Raum, nur die letzten Sonnenstrahlen spielten durch Fenster und Thür über die grauen Steinplatten des Bodens matt golden dahin.

Die Kühle und Dämmerung um sie her, die Weihe, die von den Todtenkränzen und dem schwarzen Tuch der Wände, langsam feierlich von der Wölbung auf sie niederwallte, weckte sie aus ihren Träumen und legte sich beruhigend auf das Wogen ihres Gemüths. Als berühre eine unsichtbare Hand, sanft wie die eines besten, zärtlichsten Freundes ihr Haupt und sie müsse sich unter ihr beugen, so sank sie auf den Teppich vor den Altarstufen auf die Kniee, mit gefalteten Händen, ganz verstummt, nicht einmal ihr Herz sprach mehr. Ein inbrünstiger Glaube hatte keinen Eingang in ihre Seele gefunden und auch jetzt irrten ihre unausgesprochenen Gedanken fern von des Himmels Thor durch das

Getümmel der Welt . . . nur war es ihr so wohl in dieser Stellung, diesem Schweigen. Darum erhob sie das Haupt nicht, als ein rascher Schritt hinter ihr erscholl, mit lautem Schluchzen eine Frau sich an dem Sarge niederwarf und ihn mit ihren Armen umfaßte. Der Altar trennte beide von einander . . . und als Diana endlich aufstand, einen flüchtigen Blick nach ihrer Nachbarin warf, sah sie nur ein schwarzes Kleid, den schwarzen Spitzenschleier, die ihre ganze Gestalt verhüllten. Leise, um sie nicht in ihrem Schmerze zu stören, schritt Diana vorüber, zwischen den Pfeilern hindurch, dem Ausgang zu.

Ein noch jugendlicher Mann stand dort, an die letzte Säule gelehnt, ohne Zweifel der Begleiter der fremden Dame . . . er bekreuzigte sich eben mit einem kleinen goldenen Krucifix, als Diana an ihm vorbei wollte.

Unwillkürlich begegneten sich nachher ihre Augen; in denen des Fremden lag ein eigenes fanatisches Feuer, nur wenig gedämpft durch die langen Wimpern, die er fast immer halb darüber hielt.

Nun ein gegenseitiger Gruß . . . das junge Mädchen war schon außerhalb des Portals, der Fremde folgte.

„Wir müssen Sie um Vergebung bitten, meine Gnädigste, ich und meine Begleiterin, durch unser Ein-

treten Ihre Andacht gestört zu haben," sagte er mit wohlklingender Stimme. „Aber Sie werden den Schmerz einer Tochter entschuldigen, die zuerst an diesem Orte nicht Sie und den Grafen, sondern die Leiche des Vaters aufsuchte."

„Sie irren, wenn Sie glauben, ich bedeute etwas im Schloß, ich bin mit meinem Bruder nur zu Gast bei dem Grafen Schönburg."

„Immer doch unterbrachen wir ihr Gebet. Allein die Baronin Waldheim, meine Schwägerin, ward zu mächtig nach der einen Stätte gezogen, von der sie nie hätte weichen sollen, zu den Füßen des Vaters. Wenn wir schon den Glauben verloren haben, welch' sicherern Hort besitzen wir dann noch auf Erden, als das Herz unsrer Geliebten?"

„Uns selbst."

Diese Antwort schien ihn in nicht geringes Erstaunen zu setzen; zum ersten mal richtete er seinen Blick ganz und forschend auf Diana's zärtliche, fast zerbrechliche Gestalt, die mit dem blassen Gesicht, dem geneigten Haupt in der Dämmerung noch zarter erschien. „Uns selbst!" entgegnete er dann. „Und was sind wir, daß wir so stolz auf unsre Kraft vertrauen? Rohr, das im Winde schwankt . . . Wanderer nach irdischen, ungewissen Zielen, voll Habsucht und Ehrgeiz, die zuletzt

in den Abgrund sinken, statt zur Pforte des Himmelreichs zu pilgern."

Das Gespräch fesselte sie, wie der Klang seiner Stimme, auch darum vielleicht, weil es auf den Gegensatz all' ihrer Hoffnungen deutete.

„Wie?" fragte sie darum. „Hätte unser irdisches Dasein gar keinen andern Zweck als das Jenseits? Wären unsere Begierden und Gedanken, unser Wallen auf und ab, unsre Schöpfungen selbst — Seifenblasen, steigende, zerplatzende Seifenblasen? So niedrig denke ich nicht davon; gerade diese sterbliche, vergängliche Welt ist der einzige Spiegel, d'rin wir die Gottheit und sie sich selbst beschauen kann. Streicht sie weg, wo wehte dann noch Gottes Hauch?"

„Ein Spiegel voll Glanz, bis er zerfällt. Halten Sie mich für keinen finstern Eiferer, Fräulein; als ob ich nicht wie Sie den Duft des Frühlings, die Frische der Blumen und den Glanz des Lichtes einathmete und einsaugte, als könnte der Glaube nichts anders als die Verdammung über Freude, Jugend und Genuß aussprechen. Nicht Jeder wird und soll den dornigen Pfad beständiger Buße und Entsagung gehen, aber begreifen soll er die Welt als einen Schein und das Jenseits als ihre Wahrheit und ihr Ziel. Anfangs leuchtet

Alles, zuletzt halten Sie von der Herrlichkeit und Daseinsgluth — eine Hand voll Staub."

„Nennen Sie's immerhin Staub, läugnen werden Sie nicht, daß auch er noch in der Sonne glänzt!" Und sie wies auf den langen schimmernden Staubstrahl, der von dem Fenster der Kapelle sich schräg zu ihnen hinabsenkte, in zitternder Bewegung, wie ein Gewebe feinster Goldfädchen. „Doch darüber," fuhr sie dann fort, „will ich nicht mit Ihnen streiten, auch ich habe die Wandlungen des Irdischen erfahren und mein Herz weiß, wie schwer. Allein ich sehe nichts, was mich von ihnen befreite; immer auf's Neue tritt der Wechsel an mich heran, heute nimmt er mir, was er mir gestern gab ... ich bin sein Geschöpf. Was hilft mir da das heilige Gebot, nicht an diese vergänglichen Güter mein Herz zu hängen? Kennen Sie ein Ewiges? Die Treue — erlischt sie nicht? Die Liebe — kommt und geht sie nicht? Gott, sagen Sie, Gott! Als ob dies Wort meine wundgerissene Seele heilte! Als ob die Hoffnung auf die jenseitige Ewigkeit mehr wäre, als jede andere Hoffnung, nicht auch ein Harren ohne Ziel!"

Nun hatte das Gespräch sie schon beide in seinen Banden. Vor dem Portal auf und ab wandelnd, hielt sie einen Augenblick inne und stand dicht vor ihrem Begleiter. Er mochte fünfunddreißig Jahre überschritten haben;

die feinen durchsichtigen Züge seines Gesichtes trugen die Spuren rasch verlebter Jugend und tiefen Ernstes, der ihr gefolgt war, eine Umkehr hatte in diesem Manne stattgefunden, innerlich wie äußerlich. Zwar hatte die Buße gesiegt, aber noch nicht alle Merkzeichen früherer Gesinnung und Lust verwischen können; sein Herz mochten die Dämonen verlassen haben, in seinem Antlitz stand noch ihre Schrift. Es war in ihm ein beständiges auf sich Achten, Zusammennehmen, ein gewisser Zwang, der auf die Dauer einen peinlichen Eindruck auf den Betrachter machen mußte. Jetzt aber fühlte sich Diana von ihren und seinen Worten zu mächtig ergriffen, um davon berührt zu werden . . . fühlte sich ihm zu ebenbürtig, um vor dem Blick seines Auges zu erschrecken.

Er hatte wieder die Wimpern halb darüber geschlossen, als er ihr antwortete: „Nicht die Schuld des Glaubens und der Kirche ist es, daß die Brücke, die sonst Himmel und Erde verband, beinahe zertrümmert daliegt und statt ganzer Völker nur noch Einzelne hinüberträgt. Fremd und kalt hat sich das Leben von dem Heiligen gewandt und gesagt: was brauche ich dich? Die Gedanken und Empfindungen, mit denen es die Fackel der Frömmigkeit nährte, braucht es für seine irdischen Zwecke und läßt sie in dieser harten Knechts-

arbeit ihres ätherischen Ursprungs vergessen. Nicht wir, die Ungläubigen haben den Riß durch die Welt geführt, das Diesseits entheiligt und das Jenseits einen Wahn genannt. Wehe darum den tieffühlenden Herzen! An ihnen erneut sich täglich die Fabel von dem in's Joch gespannten Pegasus. Sie strecken die Fühlfäden ihrer Seele ängstlich aus diesem Dasein, das die Wandlungen und Zusammensetzungen roher Stoffe in jedem Augenblicke verändern, nach der Wahrheit und der erlösenden Kraft. Aber ach! Kinder ihrer Zeit, großgeworden in der Verachtung und Zurückweisung des Uebersinnlichen, voll thörichten Stolzes auf ihr Wissen und in der Selbstsucht, die alleinige Eins des Universums zu sein, von Allem, was sie umringt, in den verhängnißvollen Kreis weltlicher Bestrebungen zurückgedrängt, schwanken sie beständig wie irre Geister dahin, auf Erden ist es ihnen zu eng und für den Himmel sind sie zu geistesstolz. Aberglaube, rufen sie, Aberglaube! Demuth müssen sie erst lernen, Geistesarmuth durch einen gewaltigen, sie zerknirschenden Schmerz. Früher öffneten sich die Pforten des Paradieses dem kindlich reinen Glauben in Freude und Lust, wir aber wandeln statt auf Rosen nur auf Dornen des Zweifels, über die Trümmer unserer Ideale zu ihnen hinan."

Es klang sie aus seiner Rede überzeugend an, daß

er selbst diesen Pfad durchschritten, als habe er eine Ahnung, daß auch sie davor stände, und eine Angst ergriff sie . . . lange schwieg sie, dann redete sie mit einiger Anstrengung, erst allmählig muthiger werdend: „Andere Schicksale, andere Gesinnungen! Wir sind, was wir erlebten. Wie dem aber auch sei, ob diese die Gnade berührt und jene der Glanz der Erde blendet, Gute und Böse, ich denke, wir sind alle Gottes Kinder. Ich spüre keinen Ansatz zu Engelsfittigen an meinen Schultern und hoffe Glück und fürchte Elend nur hienieden. Drüber hinaus mögen ewigblühende Rosen sprießen — mich reizt es nicht, denn noch einmal, mir ist alles Leben Wechsel."

„Und damit verdammen Sie sich und Alle, friedlos und unstät zu sein."

Sie hatte ihre ganze Kühle und Energie wieder gewonnen. „Gewiß," sagte sie, „friedlos, das ist das richtige Wort."

Nach diesem Ausruf, den Diana mit einem scharfen, fast schrillen Ton that, trat eine längere Pause in dem erregten Gespräch ein. Die Dame, die jetzt eben die Kapelle verließ, fand beide sich schweigend gegenüber am Portale stehen und wandte sich nach einer flüchtigen Begrüßung Diana's, welche von dieser gleich gemessen und kurz erwiedert wurde, zu ihrem Begleiter — einige

Schritte ging sie mit ihm vor, wechselte wenige leise, abgebrochene Worte mit ihm und schritt dann allein der Terrasse zu. Darüber kehrte er wieder zu dem jungen Mädchen zurück.

„Meine Schwägerin wünscht ihren Vetter, wenn es möglich ist, einige Augenblicke wenigstens allein zu sehen," sagte er.

„Da fürchte ich, sie wird gerade jetzt meinen Bruder bei ihm finden. Der Graf traf uns gestern vor der Stadt und lud uns so freundlich und dringend nach seinem Schlosse ein, daß wir seine Bitte nicht abweisen durften."

„Sie wohnen in der Stadt?"

„In dem gelben Hause am Markt, dem Neubau gegenüber."

„Wie gut sich das trifft! Meine Schwägerin ist in dem Wirthshaus zur Palme abgestiegen, dicht neben Ihnen, die Gärten beider Häuser stoßen zusammen."

„Das weiß ich nicht; ich bin erst seit gestern in der Stadt und kenne kaum noch mein eigenes Gemach."

„Ich bin dagegen vor Jahren oft in dieser Gegend gewesen und sehne mich im Grunde danach, sie wieder zu sehen und mich in die alten Erinnerungen hineinzuträumen. Wenn man lange vom Vaterlande entfernt ist, unter fremdem Himmel, in wirren, unklaren und

unheimlichen Verhältnissen, wie verlangt da das Herz nach der heimathlichen Stille und Gewohnheit zurück; es glaubt so gern, daß seine Stürme sich beruhigen würden, wenn nur die altbekannten Bäume über ihm rauschten, Alles in der Natur umher wieder verständlich zu ihm spräche!"

„In diesem Gefühl," meinte sie lächelnd, „treffen wir schon eher mit einander zusammen, als im Glauben. Ich bin beinahe ganz in der unbehaglichen Stimmung, die Sie schilderten, denn was Sie als Heimath begrüßen, ist mir die Fremde und ich würde mir hier wie eine Verbannte erscheinen, wäre nicht mein Bruder mit mir und hätte mir das Glück nicht gleich bei meinem ersten Schritt auf diesem Boden so viel Gutes für die Zukunft versprochen."

„Das wäre mehr als verwegen, wollte ich mich in den Kreis Ihres letzten Wortes mit eingeschlossen wähnen, allein eine Hoffnung werden Sie mir nicht verweigern, die Hoffnung auf — gute Nachbarschaft."

Sie hatte eine eigene Anmuth, als sie ihm, wie um seine Bitte zu bewilligen, mit der Hand zuwinkte.

„Sie gedenken länger bei uns zu verweilen?" fragte sie dann.

„Ja. Meine Schwägerin wird sich wahrscheinlich nur wenige Tage hier aufhalten, um die Erbschafts-

angelegenheit freundlich mit ihrem Vetter selbst zu schlichten, und sich dann nach ihrem Stammgut Andlau zurückziehen — so war wenigstens ihr Plan während unserer ganzen Reise von Rom hierher. Mich aber bindet weder noch ruft mich eine Pflicht nach irgend einem Orte dieser Welt; mir wird es eine Erquickung sein, den Sommer in dieser Landschaft zu verleben ... einsam mit der Natur und vielleicht mit Herzen wie das Ihrige."

„Oh, meine Unterhaltung dürfte Ihnen nicht viel gewähren! Aber Sie kennen den Grafen Schönburg" —

„Kaum; ich hab' ihn nur vor manchem Jahre flüchtig in der Gesellschaft gesehen und bin ihm nie näher gekommen."

„Sie werden mit ihm, Sie werden mit meinem Bruder verkehren — wie sollt' es mich freuen, wenn ich das erste Band zu Ihrer Vereinigung wäre."

Nun hatten sie im tiefer hereingebrochenen Dunkel des Abends die hohen Glasthüren erreicht, die vom Garten her in das Erdgeschoß des Schlosses führten; schon kam ihnen auch ein Diener, den Lothar nach ihnen geschickt, entgegen . . .

„Da fehlt uns nur noch eins zur Anbahnung der Freundschaft," sagte er, ihr die Hand reichend, um ihr bei dem Hinaufgehen der steinernen Stufen behülflich

zu sein, „unsere Namen. Ich bin Franziscus, Baron von Waldheim, so unberühmt, wie ein Mensch es zu sein vermag."

„Und ich heiße Diana Felsberg — ein armes Mädchen, in nichts als in der Unberühmtheit Ihnen voraus."

Längst war schon, als sie in das Zimmer traten, in dem der Graf, Martha und Julian versammelt waren, die erste Ueberraschung und Bestürzung überwunden worden, welche die Drei bei ihrem so plötzlichen, unerwarteten und sicher auch unerwünschten Wiedersehen ergriffen — wo Julian forteilen wollte und es doch nicht vermochte; Martha umsonst in dem tiefen Schmerz, der sie noch vom Sarge ihres Vaters her umwehte, die Furcht zu erdrücken suchte, die ihr der Anblick des einst so heißgeliebten Mannes einflößte; Lothar endlich in seiner angeborenen Befangenheit kaum ein passendes Wort zur Vermittelung zwischen beiden fand — allein es blieb doch in ihrer Stimmung eine gewisse Kühle und Verschlossenheit, ein ängstliches sich selbst Belauschen, um nicht einmal durch einen Blick den Andern an die Vergangenheit zu erinnern. In halben, unterbrochenen Sätzen erzählte der Graf von den letzten Stunden des Freiherrn, Martha berichtete dann, daß sie den ersten Brief, der ihr den Ausbruch seiner Krankheit meldete,

in Rom erhalten habe, an demselben Tage noch mit ihrem Schwager abgereist sei, aber schon in Venedig durch ein zweites Schreiben den Tod ihres Vaters erfahren habe; sie dankte dem Grafen für die liebevolle Sorge, die er genommen, ihr dies Alles sogleich und so ausführlich mitzutheilen ... darauf stockte das Gespräch wieder, einsilbige Fragen und Antworten kamen und gingen, so daß ihnen Allen der Eintritt Diana's mit dem Baron wie eine Befreiung von drückender Last erschien. Traten sich auch nun die Einzelnen nicht eben näher, mochte Lothar es am schmerzlichsten empfinden, daß ihm die schönen Stunden, die er noch im Alleinsein mit seinen Gästen zu genießen gedacht hatte, so verloren gehen sollten, so gestaltete sich doch für die Andern Stimmung und Verkehr freier und lebendiger.

Mit großem Reiz wußte Martha den ersten Eindruck zu schildern, den Rom auf sie gemacht, das eigenthümliche Weben und Treiben, das ihr dort entgegengetreten; aber während sie in glänzenden, lebhaften Farben und zuweilen nicht ohne Humor das Volksleben malte, vermied sie es über die Kirche, ihre Feste, den ganzen „geistlichen“ Ausdruck der Stadt zu reden und lehnte sogar eine Frage Diana's nach den weltberühmten Osterfeierlichkeiten in der St. Peterskirche mit halben, nichtssagenden Worten ab: sie habe zu wenig Sinn für

diese Dinge, um sie gut beschreiben zu können. Darüber glaubte Diana mit ihrem scharf beobachtenden Auge einen Blick Martha's zu belauschen, der bei dieser Aeußerung ihren Schwager streifte, und sie war zu argwöhnischer und nachdenklicher Natur, um diesen leisen Wink des Auges nicht für ein Zeichen zu nehmen, daß diese „katholische Kirche“ mit ihren „heidnischen Gebräuchen“ und dem ihr innewohnenden „unbegreiflichen“ Zauber für beide eine verhängnißvolle Bedeutung erlangt habe.

Rom, Italien, ihre Geschicke, ihre Kunst — die Marmorstatuen des Vatican und Rafael's nie genug gepriesene harmonische Gestalten sind selbst für weniger gebildete, weniger empfängliche Geister anziehende und unerschöpfliche Gegenstände des Gesprächs, wie vielmehr für die, welche jetzt im Kerzenschein um den Tisch Lothar's saßen. Etwas verlor in dieser Unterhaltung, die ihn fortriß, ein Jeder von der Schwere und Zurückhaltung, mit der er lange gekämpft, vor allen Julian. Die Schatten einer traurigen Vergangenheit, welche Martha's Erscheinen hervorgerufen, erblaßten vor dem rosigen Schimmer, vor dem Glanz, worin Alles sich kleidet, was die Kunst berührt; nur einmal ließen sie sich nicht zurückdrängen und zitterten über Martha's und Franziscus' Antlitz, als Lothar unbedacht ihres

verstorbenen Gemahls erwähnte — ohne jeden Bezug, ganz beiläufig — und doch verstummte sie fast eine Minute lang und ein jäher Schreck zuckte über Franziscus hin . . .

„Es ist etwas um sie,“ dachte Diana still bei sich und faßte in diesem unausgesprochenen, unklaren Gedanken den ganzen Widerwillen zusammen, den sie schon gegen Martha empfand. Ihre Eitelkeit fühlte sich von dieser strahlenden Erscheinung verletzt, von dem Bewußtsein gequält, daß sie davor in Dunkel zurückträte; sie zählte fast die Blicke, die Julian auf Martha richtete, sie zitterte, wenn er mit unverkennbarem Wohlgefallen an ihren Lippen hing. Diese beiden Frauen aber schien die Natur zu Nebenbuhlerinnen bestimmt zu haben, sobald der Zufall die eine in den Weg der andern führte. Um Martha wehte die Würde einer Königin, der Reiz einer unvergleichlich edeln und reinen Schönheit, bei der Weichheit all' ihrer Formen, der Süße und dem bacchantischen Zuge ihres Mundes, in dem ein guter Menschenkenner das genußsuchende Verlangen ihres Leibes wie ihrer Seele herausgelesen hätte, doch ein Adel, der sie über die gemeine Sinnlichkeit erhob und verklärte. Dagegen besaß Diana in ihrer schlanken, fast dürftigen Gestalt nichts von der Holdseligkeit jener Göttin, deren Namen sie trug, als den

jungfräulichen Hauch. Und wie der Leib, so verschieden waren auch ihre Herzen — in dem Martha's mochten wilde, verzehrende Leidenschaften ihr Spiel treiben und sie zu den tiefsten Abgründen reißen, allein es war empfänglich und begeistert für das Große und Gute, feurig und muthig, aufrichtig und der Selbstaufopferung fähig, voll Tugenden, deren Schein Diana wohl geschickt um sich zu breiten wußte, deren Wesen sie aber kaum ahnte. Ihr kalter, wägender Verstand, ihre Lust zu grübeln, zu sinnen, das Nächste weitaussehend mit dem Fernsten zu verknüpfen, hatten all' ihre Empfindungen angekränkelt; wenn sie einmal liebte, glaubte sie es im Voraus zu wissen, daß es eine stille, schweigende, langsam brennende Liebe sein würde — sollte sie jemals hassen, wehe dann der, die dieser Haß traf — er war verschwiegen, im Dunkel wandelnd, unversöhnlich, unüberwindlich, ausharrend bis zur Vernichtung der Feindin. Konnte Martha des siegreichen Eindrucks sicher sein, den sie auf jeden Mann, auf jede Gesellschaft ausübte — wenn sie vor ein aufständisches Volk hinträte, würde sie es mit ihrem Blick beruhigen, wie Semiramis, hatten vor Jahren ihre Bewunderer gesagt — so mußte Diana auf diesen Zauber verzichten, aber sie war dafür ihrer selbst sicher; nie wird ihr Auge heller glühen, als sie es will, ihre Zunge nie ihr Herz

verrathen. Solche Natur würde vielleicht erst im längeren Umgang erkannt worden sein, reizlos wäre sie immer gewesen, hätte nicht eine vorherrschend melancholische Seelenstimmung, durch schwere Krankheiten, die sie in der Zeit zu überstehen gehabt, als sie sich vom Kinde zur Jungfrau entwickelte, und zuletzt noch durch die herbe Veränderung ihres Lebensschicksals bestärkt und vertieft, Diana wie mit einem Schleier umkleidet und alle Fehler ihres Herzens, alle Mängel ihrer Aeußerlichkeit verhüllt.

Am schärfsten zeigte sich dieser Gegensatz beider Frauen beim Abschiede — Martha bat, daß Diana mit ihrem Bruder in ihrem Wagen nach der Stadt zurückfahren möchte, er sei groß genug, um sie alle vier aufzunehmen, und sie genössen so das Vergnügen, ihre Unterhaltung noch ferner fortsetzen zu können. Wäre Julian besser im Stande gewesen, seine Freude über diesen Vorschlag zu verbergen, so hätte Diana mit einem kalten, höflichen Wort abgelehnt; jetzt willigte sie aus Scheu, den Bruder zu verstimmen, ein, nur steigerte dieser Zwang, den sie sich auferlegen mußte, ihre Erbitterung gegen die Baronin. Sie blieb still, einsilbig, scheinbar ganz in sich gekehrt und doch lauschend, beobachtend, in der Schüchternheit eines jungen Mädchens, die Franziscus um so mehr auffiel, je

lebhafter und gedankenvoller sie noch kurz vorher mit ihm vor der Kapelle geredet. Unter solchen Umständen war es ein vergeblicher Wunsch Lothar's, einen Augenblick des Alleinseins mit ihr bei dem Aufbruch der Andern zu gewinnen. Sie gab ihm keine Aufmunterung und er selbst fühlte sich in seiner Pflicht als Hausherr so gebunden, war so befangen, unruhig und gedrückt, daß er ihr nicht einmal offen in's Auge zu sehen wagte. Erst im Schloßhofe, als sie in den Wagen stiegen und sich gegenseitig Lebewohl und Wiedersehen zuriefen, schien Diana aus ihrer dumpfen Träumerei zu erwachen. Lothar stand gerade an der Seite des Wagens, wo sie saß ... noch sandte sie ihm, sich hinausneigend, einen ihrer zugleich schmachtenden und strahlenden Blicke zu und wie dann die Pferde rasch anzogen, entfiel ihr der kleine Veilchenstrauß, den sie am Busen getragen, und fiel — glücklich oder absichtlich? zu seinen Füßen. Während er ihn aufhob und an seine Lippen drückte, rollte der Wagen schon fern die Fahrstraße zur Stadt entlang.

Wie so lieblich und kühl wehte die Sommernacht, wie so sanft zitterte der Schimmer des Mondes durch den wallenden bläulichen Duft . . . die Pappeln des Wegs rauschten im Wind mit ihrem eigenthümlichen säuselnden Ton ... hier und dort erinnerte eine Silberpappel unter den andern aufragend Martha an Italien ...

weiterhin dehnte sich der Tannenwald und seine tiefen Schatten reichten hinaus in das Land. Wenn auch leise, strömte die Rede doch erregter und freier in dieser Einsamkeit, als drüben im Schloß, von dem Munde der vier Personen, die im Wagen zusammensaßen — Martha gegenüber Julian, Diana, die Schweigsamste, auf deren Antlitz das Mondlicht am leuchtendsten glänzte, gegenüber dem Baron.

Bis in die Nähe der Stadt waren sie schon gekommen, ehe das Gespräch etwas von seiner Lebendigkeit verlor, stiller ward und nun ganz verstummte. Es war ein Uhr, ein Frösteln ergriff die Damen und sie rückten tiefer in die Kissen zurück.

So fuhren sie noch eine Strecke weiter, als plötzlich, wie dicht in ihrer Nähe, die sanften, klagenden Töne einer Geige sich vernehmen ließen — so weich, so süß, sie schienen gleichsam in das goldene Gewebe der Mondstrahlen, die schon schräger durch die Schatten irrten, wie eben solche goldenen Fäden hineinzuspielen.

„Elfenmusik!“ sagte Diana aufhorchend zu Franziscus hinüber; der aber saß erstarrt, erdfahl geworden, da, in die Dunkelheit blickend, wie verzaubert von diesen Tönen.

Dann sprang die Melodie um, sie ward wilder, zerrissener, stürmischer — jetzt fuhr auch Martha empor...

Jenseit des Grabens, der den Fahrweg von dem Fußsteige trennte, sahen sie dicht an den Bäumen hin eine Gestalt langsam wandeln — fortspielend, bis sie den Wagen bemerkte und mit einem schrillen Bogenstrich abbrach —

„Er ist's!“ rief sich vergessend Franziscus.

Schnell gefaßt aber erwiederte Martha auf Julians fragenden Blick, mit gerunzelter Stirn zwar und heftigem Ton: „Mein Schwager meint einen Geiger, Giovanni Bellori, den wir vordem in Rom kennen lernten, einen wunderlichen, unstäten Mann, übrigens von seltenen Gaben.“

Damit waren sie am Thor und wenige Minuten später auf dem Marktplatz; sie schieden, noch einmal mit dem Versprechen, sich wiederzusehen.

Wie dann Diana zu ihrem Gemach hinaufstieg, glaubte sie noch immer die Klänge sich nachziehen zu hören — so süß und so wild wie aus tiefstem, unglücklichsten Herzen.

IV.

In demselben Zimmer, worin Lothar Julian und seine Schwester empfangen hatte, saß er zwei Tage später mit seiner Verwandten, der Baronin von Waldheim, und Herrn Alois Kalt zusammen, dem Notar des verstorbenen Freiherrn von Andlau, bei dem der Selige schon vor einem Jahre sein Testament niedergelegt.

Durch eine Depesche hatte ihn der Graf nach Schönburg berufen, unverzüglich war Herr Alois Kalt aus der Hauptstadt herübergekommen und hatte sich eben mit ausgezeichnetem Takt der Vorlesung des Documents entledigt.

Es enthielt aber das Testament in seinen Hauptpunkten folgende Bestimmungen:

Der Freiherr vermachte seine beiden Güter Andlau und Goldau uneingeschränkt seiner Tochter Martha, der jetzt verwittweten und kinderlosen Baronin von Waldheim. Er bedauerte den Zwist, der zwischen ihm und seiner nun auch schon in Gott ruhenden Gemahlin

Elisabeth ausgebrochen und der auch die Tochter von ihm fern gehalten, und versicherte sie in herzlichen und rührenden Worten seiner vollen Vergebung und daß er keinen Groll gegen sie mit in das Grab nehmen würde. Ihn würde es erfreut haben, wenn sie sich mit ihrem Vetter, dem Grafen Lothar Schönburg, seinem lieben Neffen, vermählt hätte, dennoch habe er vordem ihrer Heirath mit Herrn Georg von Waldheim nicht widersprochen. Jetzt, wo er erfahre, daß diese Vereinigung weder für sie noch für ihren Gatten eine segenbringende gewesen, wo sie durch den frühen Tod desselben wieder frei geworden und hoffentlich durch herbe Prüfungen zur besseren Einsicht in das Wesen einer rechten Ehe gekommen sei, hege er noch seinen alten Wunsch — doch wolle er nicht, daß diese Worte irgendwelchen Zwang weder auf sie noch auf den Grafen Lothar ausüben sollten, denn er habe an sich selbst zu schmerzlich erkundet, was eine Ehe ohne Neigung bedeute. Im Falle sie sich also wieder vermählen wolle, sei ihr jede Wahl unbenommen, sein Wunsch von keinem größeren Gewicht, als ein herabfallender Wassertropfen, und ihr Erbrecht in keinem Punkte geschmälert, nur solle alsdann nach ihrem Tode Goldau an den Grafen fallen, für die vielfachen, unermüdlichen und über alles Lob erhabenen Dienste, Freundlichkeiten und Aufopferungen, mit denen

Lothar ihn nun seit Jahren schon umgebe und überhäufe; das größere und reichere Gut Andlau aber ihren etwaigen Nachkommen verbleiben; im Falle sie indeß ohne Kinder zu hinterlassen stürbe, setze er seinen Neffen und dessen Nachkommen zum Erben der gesammten Güter der Andlau's ein.

Herr Alois Kalt hatte hier eine längere Pause gemacht, als erwarte er von Seiten der Baronin einen Widerspruch, diese aber erklärte sich durchaus mit jeder Clausel des Testaments bis dahin einverstanden, um so mehr, da sie sich schwerlich je wieder verheirathen würde — hier richtete sie einen Augenblick ihre Rede nur an Lothar — und bat dann den Justizrath weiter zu lesen.

Was nun sein nicht unbedeutendes Baarvermögen, so wie sein Haus in der Hauptstadt des Landes betraf, so hatte es der Freiherr nach Abzug verschiedener Legate an Einzelne und für Stiftungen, unter andern für die Errichtung einer Grabcapelle im Schlosse und einer Schule im Dorfe Andlau, in drei gleichen Theilen, das Haus auf 120,000 Thaler geschätzt, an Martha, Lothar und eine natürliche Tochter, die er zu haben behauptete, vermacht. Zufälle und Schicksale, die er hier weder angeben könne noch wolle, um Niemand noch im Grabe anzuklagen, von denen er aber seinen Neffen unterrichten werde und um die, wie er wenigstens glaube, seine Tochter

wisse, hätten ihm dies Kind entrissen und bis zur Stunde, in der er dies niederschreibe, alle seine Bemühungen, ihre Spur wieder zu finden, scheitern lassen; er rufe nun die Großmuth seines ritterlichen Neffen, die Liebe seiner Tochter an, nicht müde in dem Forschen nach ihrer unglücklichen Verwandten zu werden und seine Schuld nicht an ihr zu rächen. Bis man sie gefunden, sollten Graf Lothar und Herr Alois Kalt ihr Vermögen verwalten; letzterem sage er seinen besten Dank für den fast freundschaftlichen Antheil, den er an dem Schicksal dieses Kindes genommen, für die unermüdliche Sorge, mit der er ihn in seinen Nachforschungen nach ihr unterstützt.

Diese Stelle überlas Herr Alois Kalt mit so leiser Stimme aus Bescheidenheit, daß nur einzelne Worte des langen Lobspruchs von seinen Zuhörern verstanden wurden.

Diesem jungen Mädchen, fuhr das Testament fort, möge Graf Lothar ein getreuer und wohlgesinnter Vormund, Martha eine liebreiche Schwester sein, denn er könne den Gedanken, in seinem Alter und seinen Schmerzen den einzigen Trost, nicht aufgeben, daß seine Tochter Maria, wohin sie auch das Geschick geworfen, seiner werth geblieben sei. Er hoffe, daß mit seinem Tode alle Hindernisse, die sich ihrem Wiederfinden entgegen-

gestellt, verschwinden, aller Haß, jede Feindschaft, die sie erregt; daß zunächst seine eheliche Tochter nach dem Lesen dieser Zeilen keinen Grund mehr haben würde, ein Geheimniß der Ungerechtigkeit nicht aufzudecken, von dem sie vielleicht Kenntniß habe. Sollte indeß Maria, was er nicht erwarte, gestorben sein und der Beweis ihres Todes sicher geführt werden können, so würden Graf Schönburg und Herr Alois Kalt die ihnen anvertraute Summe von 50,000 Thalern, so wie den auf 40,000 Thaler abzuschätzenden Antheil des Mädchens an dem oben bezeichneten Hause, unter dem Namen des „Marienlegats“ einer wohlthätigen Stiftung übermachen.

Es folgten nun noch einige weitere Bestimmungen für seine Diener, über Erinnerungsgaben an seine nächsten Freunde, über seine Bilder und Sammlungen in Andlau, von denen drei treffliche Gemälde niederländischer Meister Herrn Alois Kalt „zum Gedenken“ bestimmt wurden, während seine beiden Haupterben die andern freundschaftlich unter einander theilen möchten, über einige Kleinodien, die Graf Lothar für Maria zur Bewahrung übergeben wurden, noch eine Bitte an ihn, ein Bild im Schlosse Schönburg, das er kenne und dessen Werth für ihn, den Freiherrn, er jetzt ahnen werde, ihr ebenfalls auszuliefern... Bei diesen Worten erblaßte Lothar sichtbar und legte seine Hand über seine Augen, denn

er saß gerade jenem nun verhängnißvollen Frauenportrait gegenüber.

Herr Alois Kalt hatte das wohlbesiegelte und wohlgeschriebene Papier auf den Tisch vor sich niedergelegt, fuhr mit dem gelbseidenen Taschentuch über seine schon etwas kahle Stirn, mehr aus Gewohnheit, als daß ihm wirklich das Vorlesen einige Mühe gemacht hätte, stand auf und wollte sich mit einer tiefen Verneigung zurückziehen, weil er seine Gegenwart bei dem, was sich Martha und Lothar nach diesen Eröffnungen etwa zu sagen hatten, für unnöthig und ungeziemend zu halten schien.

Die Baronin aber wandte sich ganz in ihrem hohen Lehnsessel ihm zu: „Bleiben Sie nur, Herr Justizrath, bleiben Sie! Mein seliger Herr Vater, der Ihnen die Sorge für dies unglückliche Mädchen mit übertrug, hat Sie ja dadurch schon zum Mitwisser eines Familiengeheimnisses gemacht, das ich bis zu dieser Stunde nur als dunkle Sage und Gespenstergeschichte von alten Dienerinnen kannte. Wenn darum mein Vetter nicht besondere Gründe des Alleinseins mit mir hat“ —

„Zur Zeit wenigstens nicht, Frau Baronin“, entgegnete Lothar. „Ich würde Sie selbst gebeten haben, zusammen mit dem Herrn Justizrath und mir die besten Mittel zu erwägen, den Willen Ihres seligen Vaters zu erfüllen.“

Nicht ohne Widerstreben ließ sich Herr Alois Kalt diesen Zwang gefallen und erst nach einigen Minuten ging der scheinbare oder wahre Unwille, den er darüber empfand, in der ihm sonst eigenen feinen und gefälligen Miene unter.

„Sie erlauben,“ sagte da Lothar zur Baronin, „daß ich zuerst Ihnen mittheile, was mir der Freiherr wenige Tage vor seinem Tode über diese dunkle und traurige Geschichte gestanden, vielleicht sind Sie und der Herr Justizrath im Stande meinen Bericht zu vervollständigen und aufzuklären. Ich will kurz sein. Der Freiherr hatte vor zweiundzwanzig Jahren eine leidenschaftliche Liebe zu der Gesellschafterin seiner Gemahlin gefaßt, einem Fräulein Margaretha Osten, deren Sie, Frau Baronin, sich wohl noch dunkel aus Ihrer frühsten Kindheit erinnern“ — die Bewegung, die Martha auf diese halbe Frage machte, konnte ebenso als zustimmende wie als ablehnende aufgefaßt werden. — „Die Frucht dieser gewiß unseligen Verbindung, da auch das Fräulein, wenn ich übrigens meinen Oheim richtig verstanden, schon vor ihrer Liebe zu ihm ein anderes Verlöbniß eingegangen, war eben jenes Kind, das wir suchen; ich glaube, es ward auf den Namen der Mutter in der Stille einer Sonntagsnacht in der Dorfkirche zu Andlau getauft.“

„Recht, Herr Graf; Sie und die Frau Baronin gestatten mir, Ihnen die Abschrift des Taufscheins, den mir der selige Freiherr selbst zugesandt, vorzulegen.“ Damit nahm Herr Alois Kalt aus seiner Brieftasche das sorgfältig zusammengefaltete, schon vergilbte Papier.. Martha warf nur einen flüchtigen Blick darüberhin,. einen längeren und forschenderen auf den Rath...

Inzwischen las Lothar halblaut: „Maria Diana Adele, den 26. Mai 1833 — ich entsinne mich, das sind dieselben Namen und Daten, die mir der Oheim sagte.“

„Diana? Wie wunderlich! trägt nicht Herrn Felsberg's Schwester denselben Namen?“ fragte hastig Martha zu Lothar hinüber.

„Ja,“ antwortete der und wandte sich halb von ihr weg, um ihr nicht sein Erröthen zu zeigen. Zu dem Bilde über ihrem Sessel wagte er schon lange nicht mehr hinaufzublicken.

Der Justizrath bemerkte die Bewegung beider und da er ihren Grund nicht ahnte, sondern glaubte, sie stände in Verbindung mit dem eben Besprochenen, äußerte er mit leichtem Lächeln: „Verzeihen Sie mir die Bemerkung, daß wir uns in ein Labyrinth verirren, wenn wir zu schnell auf jede zufällige, uns merkwürdig erscheinende Aehnlichkeit eingehen“ —

„Aber, Herr Justizrath," lachte Martha trotz ihres Ernstes, den sie bis jetzt behauptet, „weder mein Vetter noch ich können daran denken, in Fräulein Diana Felsberg, in der Tochter der zärtlichsten Freundin meiner Mutter, meine" — und ihre Stimme nahm einen härteren Klang an — „natürliche Schwester zu suchen."

Und Lothar, den es verstimmte, überhaupt nur diesen ihm schon theuer gewordenen Namen in solchen Erörterungen, von fremden und gleichgültigen Lippen zu hören, fuhr hastiger fort: „Dies Kind nun wurde auf unerklärliche Weise, während der Freiherr sich eines Tages von Andlau entfernt hatte und bei seiner Gemahlin sich zu Goldau befand, aus dem Schlosse entführt — ein Gewitter, das zur selben Zeit über der Gegend ausbrach und mit seinen Blitzen ein Nebengebäude des Gutes in Brand steckte, mag den Räuber begünstigt haben. Die gerichtliche Untersuchung des Vorfalls blieb fruchtlos."

„Fruchtlos an Resultaten, an Verdacht freilich nicht," schaltete der Rath ein.

„Und fortan auch alle Bemühungen meines Oheims nach seinem Kinde."

„Und Sie sagen uns nichts von der unglücklichen Mutter?"

Dieser Einwurf Martha's erregte das höchste Erstaunen

des Herrn Alois Kalt, der ganz aus seiner bisherigen Zurückhaltung herausging und sich ordentlich in seinem Sessel aufrichtete, um besser zu beobachten — auch in Lothar's Zügen spiegelte sich eine tiefe Verwunderung ab. „Aber wissen Sie denn nicht," stammelte er endlich in seiner scheuen Betroffenheit, die immer größer ward, je fester, ruhiger und klarer ihn Martha's Augen anschauten .. „Das ist das Schmerzlichste dieser Verirrung, Andere mögen es gerechte Strafe nennen, mir zeigt es wieder die jämmerliche Einrichtung dieser Welt und den Fluch, der jeder Leidenschaft wie ihre Mitgift von einer boshaften Gottheit gegeben ist. Der Raub ihres Kindes stürzte die Mutter in den finstersten Trübsinn — einige Wochen später verschwand auch sie, verschwand auf immer. Sie ertrank, wie es hieß, im See unweit von Andlau."

„Um Gotteswillen!"

„Oder was mir wahrscheinlicher dünkt," sagte nicht ohne eine gewisse schneidende Schärfe Herr Alois Kalt, „sie ward von ihrem Verlobten ermordet, der, ebenfalls höchst wahrscheinlich, den Raub des Kindes auf sich genommen haben mag."

Den Kopf auf die Hand gestützt, saß Martha schweigend da, ihre Blicke hafteten starr auf dem Boden; weniger fähig, sich zu beherrschen und seine Aufregung

zu unterdrücken, hatte sich Lothar erhoben und ging hastigen Schritt's durch das Gemach, das Gesicht immer von der Wand abwendend, an der das angebliche Bild seiner Großmutter hing.

„Und dies ist Alles, was ich von jener Begebenheit weiß," sagte er wieder an den Tisch herantretend.

„Auch meine Wissenschaft," sprach der Justizrath und stand gleichfalls auf, „erstreckt sich nicht weiter."

Langsam erhob dann Martha ihr Antlitz zu den beiden Männern, es war etwas Strahlendes um sie, wie der Glanz der Wahrheit. „Mein Vetter und Sie, Herr Justizrath," sagte sie sanft und doch bestimmt, „die Sie beide länger und inniger mit meinem seligen Vater verkehrt haben, als es mir leider gestattet war, die ich mich freilich nicht die Tochter seiner Liebe nennen durfte, es liegt, fürchte ich nur zu sehr, in Ihren Seelen ein unbestimmter, dunkler Verdacht, nicht gegen mich, aber doch gegen meine arme Mutter, als trüge sie an dem Verhängniß jener Unglücklichen die Mitschuld, als müsse ich, ihre Tochter, mehr Kenntniß davon haben, als Sie, als mein Vater sie hatte. Ich rede jetzt vor Ihnen so offen und wahr, als ob ich am Sterbebett meines Vaters stände. Nie hab' ich von dieser Geschichte erfahren; was mir die Dienerinnen davon zu erzählen wagten, war mehr ein Märchen mich zu erschrecken, als

Wahrheit, Sie begreifen, daß ich heranwachsend Alles vergaß. Ich hatte keine Kunde von dem Dasein meiner Schwester, nur die Erinnerung ist mir geblieben, daß ich als vier- oder fünfjähriges Kind nicht unter der Obhut meiner Mutter, sondern eines jungen Mädchens stand, eben jenes Fräuleins — schildern kann ich sie Ihnen nicht mehr, ich bewunderte damals kindisch ihr reiches, wie röthliches Gold strahlendes Haar. Nie hat meine Mutter mir später verhehlt, daß die Liebe meines Vaters zu dem Fräulein der Grund ihrer Trennung gewesen, weiter ist sie nie darauf eingegangen. Glauben Sie mir, meine Herren, Niemand kann die Auffindung dieser Schwester sehnlicher als ich wünschen, mir wird es zukommen, sie die langen Jahre voll Schmerzen vielleicht und Elend vergessen zu lassen, die sie fern von mir zugebracht, an ihr gut zu machen, was die Strenge meiner Mutter und meine eigene Kälte gegen meinen Vater verschuldet. So betrachten Sie mich in Ihren Bemühungen als Ihre zu jedem Opfer bereite, treueste Verbündete."

Lothar reichte ihr in schweigender Rührung die Hand, der Justizrath erschöpfte sich in Versicherungen seiner Anhänglichkeit an die Frau Baronin; er habe niemals das Vorurtheil gegen ihre Mutter getheilt, von dem, wie er nicht läugnen wolle, ihr Vater nicht frei

gewesen, sondern immer zur Versöhnung beider Gatten gemahnt — eine Versöhnung, in die der hartnäckige Sinn des Freiherrn leider nicht eingewilligt. . .

Eine Stunde darauf hatte Martha das Schloß verlassen.

In unruhiger Stimmung, mit sich selbst unzufrieden, kehrte der junge Graf, nachdem er sie an ihren Wagen begleitet, zu dem Justizrath zurück, der sich jetzt behaglicher zu fühlen begann, sorgloser mit seiner Uhrkette spielte und etwas wie eine lustige Melodie auf den Lippen hatte.

„Oh, Herr Graf," meinte er mit der lächelnden Miene eines väterlichen Freundes, „die Ermahnung Ihres Oheims, mit Ihrer schönen Cousine in gutes Einverständniß zu treten, scheint ihre Früchte zu tragen, wenn sie überhaupt nöthig war . . ich habe die Frau Baronin selten so schön gesehen."

„So?" erwiederte Lothar gleichgültig. „Lieber Rath, es wird gute Weile mit dem Wunsch des Oheims haben. Mich betrübt nur eins, daß ich der Cousine doch vielleicht in meinen Gedanken Unrecht gethan, zu leicht den Anschuldigungen ihres Vaters gegen sie geglaubt habe."

„Sie trauen ihrer letzten Versicherung?" fragte Herr Alois Kalt mit noch freundlicherem Lächeln. „So vortheilhaft denke ich nicht von den Menschen. Die Baronin

hat von ihrer Mutter die ganze abscheuliche Geschichte erfahren, wird sich aber wohl hüten, nur ein Wörtchen darüber verlauten zu lassen — nicht ihres Vortheils, der bei so stolzen Naturen nicht wiegt, sondern der Ehre wegen."

Lothar schüttelte ungeduldig den Kopf. „Ich liebe es nicht, wenn man die Menschen immer nur wie mit bösem Auge betrachtet, und glaube darum meiner Verwandten. Wie kann die Ehre der Todten in Betracht kommen, wo es sich um die Wiederherstellung einer Unglücklichen in ihr Recht handelt?"

„Vielleicht wäre es am besten, Herr Graf, wir ließen die Vergangenheit eben vergangen sein. Aufwühlen werden wir doch nichts als Staub und Trödel. Und das Glück jenes Mädchens selber, haben wir es wirklich so sicher in der Hand? Wer weiß denn, ob sie nicht tausendmal elender wird, wenn wir das Geheimniß ihrer Geburt enthüllen, als sie sich jetzt in ehrlicher, dunkler Verschollenheit fühlt? Offen heraus, ich hoffe Nichts von unsern Bemühungen."

„So überlassen Sie die Angelegenheit meiner Sorge." Dies sagte Lothar in so gereiztem Ton, daß Herr Alois Kalt rasch einlenkte: „Nicht doch, Herr Graf, wenn Sie darauf bestehen —"

„Ja doch. Rathen Sie mir nur, wohin ich mich zuerst wenden soll.“

„Wenn eine Spur des Verbrechens noch vorhanden ist, wird sie in Andlau allein zu entdecken sein. Die Untersuchung gegen Margaretha's Verlobten, Bruno Galor, ist meines Bedünkens sehr oberflächlich geführt worden; der damalige Justizminister war der Bruder der Frau von Andlau; einer der geschicktesten Advocaten, Felsberg“ —

„Felsberg? Ist er mit dem jungen Baumeister drüben in der Stadt verwandt?“

„Es war sein Vater. Wie gesagt, er vertheidigte den Angeklagten, der überdies ein gewisses romantisches Interesse in der Gesellschaft erweckte. Das Alles mag mit den ungenügenden Verdachtsgründen, die gegen ihn vorlagen, vereint seine Freisprechung bewirkt haben.“

„Und was wurde nachher aus ihm?“

„Ich weiß nichts Bestimmtes; er soll in's Ausland gegangen sein, vorgekommen ist mir sein Name nicht wieder. Es versteht sich, daß ich jetzt meine Nachforschungen nach ihm erneuern werde.“

„Gut, ich will das Meinige in Andlau thun.“

Herr Alois Kalt strich zweimal über seine kahlen Schläfe hin, blickte theilnahmlos auf die Bilder an den

Wänden und fragte dann wie beiläufig: „Gehen Sie bald dorthin?“

„Ich begleite meine Cousine; sie wünscht bei der Theilung der Gemälde und Bücher meine Gegenwart.“

„Nicht auf länger?“ Und nun vermochte er nicht in seiner Verschlossenheit auszuharren; wie von einer stählernen Feder emporgeschnellt, sprang er auf — ein kleiner, beweglicher Mann mit grauen, blitzenden Augen.. „Lassen Sie mich offen reden und verzeihen Sie einem langjährigen Freunde Ihres Hauses das Vorrecht, das er sich nimmt, Ihnen zu rathen. Der Augenblick ist günstig, die Frau Baronin erscheint mir trotz ihrer angenommenen Trauer und Entsagung ihres Wittwenstandes überdrüssig zu sein — in derber Sprache würde ich Ihnen sagen: greifen Sie zu, das ist eine volle, reife Frucht, die sich leicht vom Zweige brechen läßt. Sie gewinnen mit ihrer Hand schöne, reiche Güter und ersparen sich ohne Zweifel einen langwierigen Proceß; denn sollte sich die Baronin mit einem Andern vermählen, was früher oder später doch geschieht, wird sie oder ihr Gatte dies Testament anfechten und die alten Ansprüche der Andlau's auf einen Theil von Schönburg wieder erheben, die, wie Sie ja selbst wissen, bisher immer nur durch Wechselheirathen ausgeglichen wurden. Sie könnten kaum ein besseres Loos ziehen, als diese Heirath...

Alles unterstützt Sie, Ihr Name, Ihre Verwandtschaft, Ihr Reichthum, endlich der Wunsch ihres Vaters, der nicht ohne Eindruck an ihr vorübergeklungen."

Lothar hatte ihn ausreden lassen und die bittere Empfindung, die in ihm aufzusteigen drohte, rasch niedergekämpft; mit einer Bestimmtheit, an die der Justizrath bei ihm nicht gewöhnt war, sagte er jetzt: „Ich weiß Ihren Rath zu schätzen; weiß ich doch, aus welch' freundlichem Wohlwollen zu mir er stammt; glaub's Ihnen auch gern, daß sich mir nie, wie Sie sagen, eine für meine Stellung vortheilhaftere Heirath darbieten wird, aber zuviel liegt zwischen uns beiden, was sich eben nicht überwinden läßt. Mein Gefühl flieht vor dieser Frau zurück. In meiner Ansicht über sie bin ich, da sie mir so ganz anders sich zeigte, als sie mir geschildert worden, in Schwanken gerathen, gewonnen hat sie mich nicht. Ich fange nur an, sie noch mehr als früher zu fürchten, freilich in anderer Weise."

„Mir würde die Bemerkung nicht geziemen, daß solche Furcht oft die Vorbotin der Liebe gewesen, aber der Herr Graf werden sich selbst genug Beispiele dafür herzählen können. Ich sprach als Geschäftsmann und ließ die Rechte des Herzens ganz aus meiner Berechnung."

„Genug der Entschuldigung! Was können wir beide, Sie mit Ihren Plänen, Herr Rath, ich mit dem Wider-

willen meines Herzens, wenn Geschick und Zeit es anders wollen? Ich werde immer fester in dem Glauben, daß uns Menschen nichts bleibt, als das über uns Verhängte mit mehr oder weniger Anstand und Geduld zu ertragen."

Hiermit endete diesmal ihr Gespräch. Herr Alois Kalt hatte aber viele und in seinem Sinne „schlagende" Gründe, eine Heirath des Grafen mit Martha zu wünschen. Fast unbeschränkt war die Verwaltung der Andlau'schen Güter seit Jahren von ihm geführt worden, da er das Vertrauen des Freiherrn im vollsten Maße genoß und dieser sich ganz von den Geschäften zurückgezogen; von der lässigen, träumerischen Natur Lothar's glaubte der Rath keine Aenderung dieses Verhältnisses befürchten zu dürfen, desto größere Besorgnisse erregte ihm die Entschiedenheit Martha's. Sie wollte ihm nicht wohl, sie sah in ihm einen Feind ihrer Mutter. Selbst wenn sie sich nicht wieder vermählte und nur ihren Plan wahr machte, auf ihren Gütern zu leben und, wie er spottend bemerkte, „den weiblichen Landwirth" zu spielen, war es um seinen Einfluß geschehen. Als Lothar's Gemahlin dagegen, schloß er weiter, wird sie bald andere Sorgen haben und Alles in der guten, alten Ordnung lassen. Nur für die Ausführung dieses Gedankens konnte er daher wirken.

Indessen war Martha nach der Stadt zurückgekehrt, weit ab von den Entwürfen des Herrn Alois Kalt gingen die ihren.

Sie erwartete Julian . . .

Seit sie ihn so unerwartet im Schlosse von Schönburg, unter den eigenthümlichsten und für sie aufregendsten Umständen, wiedergesehen, war es ihr zu unabweisbarer Gewißheit geworden, daß sie ihn immer geliebt und daß ihr Leben seit der Trennung von ihm nur eine lange, traurige Kette von Irrungen und Schmerzen, von Genüssen, die statt sie zu berauschen, ihr nur ein bleibendes Gefühl der Unlust an Allem hinterlassen, von vorübergehenden Wallungen und tragischen Schicksalsschlägen gewesen sei. Ihrer wagte sie nicht mehr zu gedenken, mit ihnen stieg die Schuld aus dem Dunkel der Vergangenheit, aus einem Grabe, das im dunklen Pinienschatten, am Fuße der Pyramide des Cestius, lag . . . wenn ihr Schwager, vor diesen Verwickelungen des Zufalls und der Leidenschaft zusammenbrechend, keinen andern Halt gefunden hatte als die Flucht in den Schooß der alleinseligmachenden Kirche und die innere Läuterung, so war ihr auch dies letzte Asyl der gebrochenen Seelen und Leiber versagt. Weit ab von dem Thore des Paradieses irrte ihre Anschauung der Welt; sie äußerte oft, irgendwo habe sie

gelesen, die Reue sei doppelte Sünde, das wäre ihr Wahlspruch; wenn sie schon keine große Hoffnung auf das Diesseitige setze und nach Allem, was sie erfahren, auch keine allzugroße Furcht vor der Zukunft hege, was solle sie da, im Guten oder Schlimmen, vom Jenseits erwarten? Aus Traum in Traum, viel anders werde die Wandlung aus Leben in Tod nicht sein. Eine tiefe Gleichgültigkeit gegen Alles hatte sich ihrer bemächtigt; wie aus Furcht, ihrer wirklich oder nur scheinbar errungenen Ruhe entrissen zu werden, wies sie mit frostigem Lächeln Menschen und Dinge von sich ab.

Das Zusammentreffen mit Julian veränderte plötzlich, wunderbar ihre Stimmung: es war die Sonne über den Wassern der Schöpfung. Ob er sie liebte oder haßte, war ihr zunächst gleich; oder besser, sie dachte gar nicht daran, sie sah ihn nur. Die edleren, muthigeren Gefühle ihrer Natur regten sich wieder, es gab wieder Großes, Heiliges und Schönes für sie.

Und gleich mächtig und begeisternd war die Wirkung, die sie auf Julian ausübte. Beide schien die Laune des Schicksals für einander bestimmt zu haben, sich gegenseitig anzuregen, fortzureißen, zu entzücken — zwei Funken, die zusammen in eine Flamme schlagen sollen.

Heute erwartete sie ihn . . . zum erstenmal allein, an den vergangenen Tagen hatte bald die Gegenwart

des Grafen, bald die ihres Schwagers ein vertraulicheres Aussprechen verboten.

Sie fürchtete sich vor dieser Stunde und sehnte sich doch nach ihr ... was mußte nicht gesagt, wie schmerzliche Bekenntnisse gethan werden! Zitternd strich sie mit der Hand über ihre glänzenden, braunen Locken, ringelte sie um ihre Fingerspitzen — was war sie schön! Der letzte Hauch der Erregung, in die sie das Gespräch mit Herrn Alois Kalt und ihrem Vetter gebracht, wehte noch über sie hin, ihre Wange war leicht geröthet, ihre Brust wallte ungestümer, sie wußte, sie hatte da auf eine Schlange getreten. Es war nicht unmöglich, daß Graf Lothar um ihre Hand bitten würde; und mochte sie noch so entschlossen sein, seine Bewerbung schonend abzulehnen, der Bruch, der damit erfolgen mußte, warf schon im Voraus seinen Schatten über ihr Geschick.

Da kam Julian.

Wiedersehen ... nicht zu schildern, nur zu empfinden ist dein sanfter Zauber; dir, wie allen zärtlichen Regungen unsers Herzens, ist es versagt auf dem Markte zu spielen. Aber gesegnet Alle, deren Schläfe du mit deinen Blüthen schmückst, gesegnet Alle, die wie jetzt Julian mitten auf der Irrfahrt des Daseins wie er in die sanft geöffneten Arme der ersten, der besten Liebe fallen.

Erst zwar eine steife, zurückhaltende Begrüßung voll Befangenheit, ein gegenseitiges Lauschen und Zittern der Herzen, einsilbige Fragen, einsilbigere Antworten, ein minutenlanges Schweigen . . .

Süß und stark duften in den beiden alten Porzellanvasen auf der Kommode die Resedabüsche, die rothen Rosen.

Von den Blumen zu- und ineinander irren die Blicke.

„Ach, Reseda!" sagt er. „Ihre Lieblingsblüthe."

„Wissen Sie das noch?"

„Es waren ja so gute Tage damals, so sonnige — wer vergäße sie!"

„Daß sie auslöschen mußten! Wie so grausam ist die Zeit."

„Und wir selbst, sind wir es weniger? Ach, Martha" . . .

Nun redet er nicht mehr, noch sie; lautlos legen sie Hand in Hand; lautlos, als müßte es nun einmal so sein, lehnt sie ihr Haupt an seine Schulter, seine Finger wühlen in ihren Locken . . .

Eine Fluth von Betheuerungen, Geständnissen, Schwüren strömt von ihren Lippen, lockend und gefährlich zugleich für Julian.

Aber wer entzieht sich dem Zauber der Gegenwart,

den Lockungen der Zukunft? — Du hast einen Hafen erreicht, einen kleinen, an einer einsamen, entlegenen Insel im Meer, aber Du bist sturmessicher, keine Welle wird mehr um deinen leichten Kahn toben und ihn an der Klippe zerschellen — bedenke es darum wohl, ehe Du ihn verläßt. Silbern winken aus der Ferne alle Vorgebirge, duftig grün alle Küsten, in der Nähe sind es Kreidefelsen, ein düsterer Strand . . . bedenke es wohl! —

Wie viel hat Martha zu erzählen, in wie vielem braucht sie seinen Rath, seine Freundschaft. Im Grunde ist sie trotz ihrer Schönheit, ihres vornehmen Ranges ein armes, verlassen dastehendes Weib. „Mein Herz," sagt sie ihm, „ist wie eine Harfe, von der eine grausame Hand Saite um Saite gerissen, nur der Schmerz kann noch seine traurige Melodie darauf spielen."

Aus ihren Worten klingt das Gefühl der Einsamkeit, der Schutzlosigkeit ihn rührend und ergreifend an. Wenn sie auch nicht gesteht, was sie von ihren Verwandten trennt, diese Trennung ist doch da; ein anderer Glaube, andere Ansichten haben ihr den Schwager entfremdet, die alte Feindschaft ihres Vaters gegen sie hat sich auf Lothar vererbt.

Das Gespräch beider wendet sich auf das Testament des Freiherrn, auf die Ergebnisse der letzten Stunden.

Offen spricht Martha ihre Entrüstung aus, daß man ihre Mutter der Mitschuld an dem Raube jenes Kindes zu verdächtigen wage, daß sie selbst darum wissen solle. Mit einiger Hast forscht Julian nach den Einzelheiten dieser Begebenheit, mit steigender Betroffenheit hört er ihrer Erzählung zu.

„Was ist Ihnen nur Auffälliges in diesen traurigen Irrungen?“ fragt sie, aber er bittet sie, nicht weiter auf seine Bewegung zu achten, ihm gehe eine andere, ähnliche Geschichte durch den Sinn.

„Ich glaube nicht,“ meint Martha, „daß dies unglückliche Kind noch lebt; wenn aber, wünschte ich nicht, daß wir zusammenträfen. Es schlüge zum Unglück aus. Sie müßte mich hassen — und ich, trotz aller Versicherungen, trotz aller Versuche meines Herzens — ich könnte sie ja doch nicht lieben, ich bin die Tochter meiner Mutter.“

Julian's Unruhe ist mit ihren letzten Aeußerungen gewichen; auch er hält das Auffinden eines vor zweiundzwanzig Jahren verlorenen Kindes für unwahrscheinlich.

Auf freundlicheren Bildern der Zukunft ruht dann ihr Auge aus.

Martha will nach Andlau, sie hat große Pläne vor, „etwas wie Weltverbesserung,“ sagt sie scherzend.

Ernster fährt sie fort. „Und ganz offen, mein

Freund, auf Sie hab' ich dabei gerechnet. Ich hab' Ihnen ein schweres Bekenntniß gethan, vielleicht wäre es nie geschehen, wären Sie nicht so unerwartet, in meinem tiefsten Herzenselend vor mir gewesen, wie von einer höheren Macht gesendet; aber Sie wissen nun Alles, wie meine verletzte Eitelkeit sich an Ihnen rächte, wie bitter ich in einer qualvollen Ehe dafür mit dem Verlust meiner Mädchenträume, mit gebrochenem Herzen gebüßt. Sie haben vergeben und schlagen nun meine Freundschaft nicht aus, die Sie bittet, mir beizustehen... zur Verwirklichung des Ideals."

Es war so viel Hinreißendes, Schwärmerisches in ihrer Erscheinung und ihrer Rede, daß Julian ohne Zaudern die dargebotene Hand an die Brust drückte: „Wie könnt' ich da fehlen und nicht Ihrer Aufforderung folgen. Auch meine Seele schlägt noch warm für die Hoffnungen meiner Jugend und hat sie nicht, wie so Viele in bitterer Enttäuschung gethan, als lügnerische Götzenbilder in den Staub geworfen, ich glaube noch daran. Ja, wir wollen eine stille, heimliche Gemeinde um uns bilden, Samenkörner für eine bessere Zukunft ausstreuen. Keine steinernen Kirchen gilt es mehr zu bauen, den Menschen gilt es zum Bewußtsein seines Werthes, sein Herz zum Tempel des Guten zu erheben."

So sprachen sie noch viel begeisternde, stürmische Worte. Doch entbehrten sie nicht ganz eines praktischen Zieles. Martha wollte auf den so lange von ihrem Vater in seiner ausschließlichen Vornehmheit, zum Theil wegen seiner Krankheit vernachlässigten und durchaus fremder Obhut anvertrauten Gütern „eine Art Revolution“ durchführen, das Verhältniß zu ihren Gutsunterthanen ändern, sociale Besserungen versuchen, Schulen errichten ... in ihrem leidenschaftlichen sanguinischen Gemüthe verband sich der natürliche Drang zur Arbeit und Thätigkeit, die Nothwendigkeit, sich muthig aus ihrem krankhaften Hinsiechen aufzuraffen, innig mit der schönen idealen Anschauung, daß der Einzelne berufen sei, nach seinen Kräften für das Wohl des Allgemeinen zu schaffen, sich dafür im äußersten Falle zu opfern ... sie fühle etwas von Iphigenien in sich, die für die Griechen den Tod auf dem Altare der Göttin erleide, sagte sie auch jetzt zu Julian.

Dazwischen spielten freilich, in diese hohen und edeln Gedanken, anfangs ihr selber unbewußt, Hoffnungen und Träume ihrer Liebe hinein — wie Rosen, die in Epheukränzen prangen; allmählig aber wurden sie deutlicher, traten ihr näher, gaukelten in entzückenden Bildern ihr vorüber. Schon sah sie sich in der alten Dorfkirche von Andlau, mit Myrten geschmückt, vor dem

Altar stehen, an seiner Seite ... Nur die Glücklichen spenden ja Glück; warum sollte sie, in Freiheit und Selbständigkeit, nicht das eigene zuerst suchen?

Das ist nun einmal unsere Natur, unser Loos; Begeisterung und Aufopferung, wie wir es nennen, sind nur eine erhöhte, verklärte Selbstsucht. Aeußerlich wie innerlich behängen wir uns mit bunten Flittern, Theaterkönige, die Andern zu betrügen und uns selbst. All' unser Leben, Denken, Fühlen, Genießen beruht auf Schein und verrinnt in Schein.

Julian aber, Hand in Hand mit ihr, sonnt sich in dem Glanz des schönsten Auges, in dem Hoffnungsleuchten der Zukunft.

V.

Sonnenstrahlen irren und schlüpfen durch ein dichtes, grünes Gewoge von Blättern und Zweigen, über frischduftende, leuchtende Rasenflecke hin, die weiße und rothe Rosen umfassen, vor dem Fenster blühen zwei Linden.

Es steht offen und gewährt einen Blick in das lauschige, mit blauen Tapeten ausgeschlagene Gemach... überall Blumen, auf dem Tische, den Consolen am Spiegel, in einer Nische eine Vase auf erhöhtem Sockel, ganz mit Blüthen gefüllt — dort auf dem gestickten Lehnstuhl vor dem kleinen Arbeitstische liegt eine halbvollendete Perlenstickerei, Seidenknäuel umher, daneben ein Strohhut mit einem Veilchenstrauß.

Es ist im Erdgeschoß des gelben Hauses, in Diana's Zimmer, das nach dem Garten hinausgeht — oben, nach der Straße zu, liegen die stattlicheren Gemächer.

Vor ihrem Klavier, in den Noten blätternd, steht sie abgewendet vom Fenster, unschlüssig, was sie spielen,

womit sie ihre Einsamkeit zerstreuen soll. Sie trägt ein luftiges, weißes Kleid, ein schwarzes, schmales Spitzentuch um den Hals: so gleicht sie ganz den Mädchengestalten auf Terburg's Bildern, die das Gesicht vom Betrachter abgewandt, so still, gedankenvoll dastehen, fast unbewegt und doch gefällig — die wir uns nur mit sinnigem und lieblichem Antlitz denken können.

Außer ihr ist Niemand drinnen im gelben Hause; die Magd sitzt draußen auf der Bank neben der Pforte, die zum Markt hinunterführt, bei ihrem Spinnrade und plaudert mit den Nachbarinnen. Julian — zweifellos eilt jetzt auch Diana's Gedanke zu ihm hinüber, denn eine jähe Röthe bedeckt ihre Stirn — Julian ist am vergangenen Abend mit Martha, mit Lothar und Franziscus nach Schloß Andlau gefahren, die seit Jahren begonnene und noch immer nicht vollendete Kapelle mit dem Mausoleum im Garten dort anzusehen, wo der Freiherr seine letzte Ruhestätte zu finden wünschte, und, da der Architekt, der den Bau geführt, vor einem Jahre gestorben, seine Vorschläge für die Weiterführung des Bau's zu machen. Diana aber hat die Einladung unter dem Vorwand leichten Unwohlseins abgelehnt; sie mag nicht mit Martha zusammentreffen, schon kennt sie nichts auf Erden, was sie tiefer und verschwiegener haßte, als diese Frau. Sie entzieht ihr den Bruder, an dem sie

mit wildester Leidenschaft und Eifersucht hängt, einer Liebe, die um so heftiger brennt, je verborgener sie in ihr lodern muß — eine geheime Ahnung sagt ihr, bei all' ihrem Selbstgefühl, daß sie vor der Schönheit, der Pracht, der Vornehmheit Martha's, noch dazu in deren eigenem Schlosse, wie in das Nichts der Armuth versinken, daß die Blicke der Männer, Julian's zumeist, von dieser Zauberin nicht lassen würden . . .

Und solcher Demüthigung sollte sie sich aussetzen? Hatte sie nicht noch gestern Martha's Lob von dem begeisterten Julian hören müssen? War nach ihm nicht Alles, was über sie verlautete, Lüge — die Lüge des Neides und des Gemeinen — war nicht jedes Höchste und Schönste nur bei Martha zu finden? Daß ich doch ein Mittel wüßte, so reich und mächtig zu werden, wie diese Frau, hatte sich Diana heute schon oft gesagt, denn nur dadurch gewinnt sie Alle. Wie viele mögen schöner, wie viele sinniger, gemüthstiefer sein . . . aber das ist's ja eben, wir achten unser Herz so hoch, als hätte es einen unbezahlbaren Preis, während das edelste und beste von allen Männern für ein Lächeln Martha's ohne Zögern hingegeben würde — für ein Lächeln, das sie so leicht verschenkt. Da fiel ihr Lothar ein . . . und auch der hat Dich schon verlassen und verrathen, war die bittere Antwort, warum wäre er sonst gegangen?

Und während sie jubeln, sitzest Du hier und vergrämst Dich; was ist das für eine enge, erbärmliche Welt. in die Du Dich verbannt!

Im Garten blieb es lauschig und friedlich — ein Spätnachmittag, wo die Vögel schweigen und nur die Käfer leise summen, ein Schmetterling, goldfarbig mit schwarzen Streifen, sich auf dem Myrtenstock am Fenster wiegt — um die Porzellanvase flattert . . .

Aus dem größeren Garten des Gasthauses daneben, den ein niedriger mit Weinreben auf beiden Seiten bekleideter Zaun von dem Diana's trennte, erklangen dann langgezogen, schmerzlichsüß Geigentöne — dieselben, die sie schon einmal gehört, in der Nacht, als sie von Schönburg nach der Stadt fuhr.

Diese Töne beschwichtigten nicht die Unruhe ihres Herzens, den Sturm ihrer Gedanken, aber sie erweckten sie aus ihrem grübelnden Hinbrüten und erregten ihre künstlerische Eitelkeit, mit ihnen zu wetteifern, wie eine Nachtigall die andere zum Wettgesang anfeuert.

Sie schlug das Klavier auf, sie spielte . . . es war eine Sonate von Bach.

In gewissen Stimmungen liebte sie diese mächtigen, ernsten, allheiligen Accorde.

„Es ist Gottes Athem darin," meinte sie, „eines wirklichen, leibhaftigen Gottes, den man über sich schweben

sieht, dessen Kleid man um sich wallen fühlt — und es ist gut sich zuweilen aus der Zerstreuung der Welt in diesem Glauben zu sammeln, zu stärken, sich zu demüthigen — sei er immerhin ein Wahn."

Wenn Diana am Klavier saß, wurde sie gewissermaßen ein anderes Wesen, der Genius ward in ihr mächtig, ihre Gestalt höher, ihr Antlitz rosiger . . .

„Santa Cäcilia!" rief es da durch das Fenster herein, als sie eben eine Pause machte, im reinsten italienischen Ausdruck —

Aufstehend gewahrte Diana zunächst nur den Kopf eines Mannes — ein häßliches, von Blatternarben zerrissenes, dunkelgebräuntes Gesicht, Augen, die flammend auf ihr ruhten, mit dem unverkennbaren Ausdruck der Andacht und des Entzückens.

„So seid Ihr doch nur eine Sterbliche, Madonna!" rief der Mann wieder, während Diana bis an das Fenster vorgegangen.

„Ihr seht's, Signor."

„Und spielt doch, wie sie nur im Himmel Musik machen können, wenn sie es dort auch vielleicht noch ein wenig frömmer und hingerissener thun, als Ihr."

„Da seid Ihr viel zu gütig in Eurem Urtheil über mich und vergeßt ganz, daß ein besserer Geist, als wir

beide ihn haben, diese Musik gedichtet — Sebastian Bach."

„Das ist also von Bach? Diese Töne konnten nur Deutsche schaffen, aber auch nur eine Deutsche, wie Ihr, sie so spielen. Oh, Signora, ich verstehe etwas von der Kunst," und er hob wie zum Zeichen Bogen und Geige, die er in der rechten Hand hielt, empor, „und glaubte bisher kein schlechter Musiker zu sein, aber vor Eurem Spiel ist das meine elend Geklimper; Signora, möget Ihr lange leben!"

Wie huldigend neigte er sein trotziges, von wüsten, schwarzen Locken umwalltes Haupt vor ihr.

„Wenn Ihr der Geigenspieler seid, der vorhin im Garten zu spielen begann, beschämt Ihr mich; Eure Klänge haben mich eigentlich an das Klavier gelockt."

„Möglich, ich aber mußte aufhören, als Ihr die Tasten rührtet, so bewegtet, wie der Engel, wenn er niederschwebt, klingend mit seinem Fuße die Wolken berühren mag. Der Bogen entglitt meiner Hand, keinen Strich konnte ich mehr thun, ich lauschte nur. Die Accorde faßten meine Seele und zogen sie sanft, unwiderstehlich mit sich, erst die Seele, zuletzt den Leib — ich sprang über den Zaun und bin nun vor Eurem Fenster. Es mag eine gute Weile her sein, daß ich hier still gestanden und Euch belauscht."

„Da bitt' ich Euch, als gute Wirthin, einzutreten oder, wenn Ihr es vorzieht, komme ich lieber zu Euch in den Garten, es ist kühler dort unten."

„Kommt nur, Signora."

Das Abenteuerliche, das in diesem Zusammentreffen lag, reizte und lockte sie, die unverkennbare Huldigung, die der Fremde ihrem Spiel darbrachte, wenn sie auch, immer argwöhnisch, einen guten Theil davon als leere Höflichkeit und italienische Ueberschwänglichkeit abzog.

Im Augenblick darauf hatte sie ihren Strohhut aufgesetzt und war im Garten.

Noch stand der Geiger am Fenster — ein Mann in den Dreißigern, mit starkem, herkulischen Halse, für Diana's Auge und Gefühl zu wüst, zu sinnlich roh; die linke Hand auf das Gesims stützend, in der andern die Geige, so blieb er auch, als das junge Mädchen schon vor ihn hingetreten.

„Mir geht es wie unserem heiligen Franziscus," sagte er, „an den Ihr ketzerischen Deutschen nicht mehr glaubt; wie ihn die Musik der Engel verzückte und seine Seele schmerzlos auf ihren Klängen zum Himmel getragen ward, so bin ich umwiegt von Euren Harmonieen und taub für das Andere."

„Laßt's genug sein; ein andermal werd' ich Euch bitten, mir vorzuspielen — italienische Weisen, so recht

und wahr und tief aus dem Leben gegriffen ... Denn Ihr stammt doch aus Italien?"

„Ich bin ein Römer," richtete sich mit einer antik würdevollen und stolzen Bewegung der Geiger aus seiner nachlässigen Stellung empor, daß Diana innerlich über ihn lachte. „Waret Ihr schon in der Königin der Städte?"

„Nein."

„So habt Ihr das irdische Paradies nicht gesehen."

„Verzeiht, wenn Ihr Eure Heimath so preist, was hat Euch daraus vertrieben — hierher geführt in ein kaltes Land, unter grauen Himmel?"

Fast sichtbar ging der Schatten eines Geheimnisses über das Gesicht des Italieners oder er wußte geschickt die Miene eines Verschwörers aus einer seiner vaterländischen Opern anzunehmen: „Die Rache!" sagte er wieder mit dem prahlenden Ton und der theatralischen Armbewegung.

Dies wunderliche Wesen mißfiel Diana; sie hatte etwas, wie „welch' ein Narr" — auf der Zunge und ging, ihre Enttäuschung nur mühsam verbergend, zu der Bank, welche den mächtigen Stamm der alten Linde, des schönsten Baumes im Garten, umschloß. Der Fremde folgte, setzte sich aber auch auf ihre wiederholte

Einladung nicht, legte nur Geige und Bogen auf die Bank und verschränkte die Arme über der Brust.

„Ich bin ein Bellori, Signora, und die Bellori's waren immer Künstler. In ganz Italien giebt's keinen besseren Meister auf der Geige als mich. Aber meine eigenen Compositionen fanden keinen Beifall, und doch steckt etwas darin, ich versichere Euch. Die Fremden, die sie hörten, sagten stets: Maestro, geht nach Deutschland, da werden sie sich auf eure Musik verstehen und euch zu schätzen wissen; wie keine Malerei hat Italien auch keine echte, großartige Musik mehr. Eine schöne, böse Frau hat mir das so lange eingeredet, bis ich ihr glaubte. Da bin ich nun und will versuchen, was sich hier erringen läßt für die Kunst und meinen Ruhm!"

„Aber, Signor, wie könnt Ihr dann nur in dieser elenden kleinen Landstadt müssig sitzen? Glaubt Ihr, daß es hier Kenner und Lorberkränze giebt?"

Diese Frage schien ihm unerwartet zu kommen; er schwieg erst und entgegnete hastig: „Seid Ihr doch selbst in diesem Neste, Signora!"

„Das ist ein anderes; ich bin keine Künstlerin."

„Keine Künstlerin?"

„Ich treibe zum Vergnügen Musik, für mich, nicht für die Welt."

„Da will ich meine Seligkeit verlieren, wenn ich das zugebe.“

„Oho! Laßt das nicht meinen Bruder hören!“

„Tausend Brüdern! Wofür habt Ihr denn so viel Harmonie und Melodieen in Euch, wollt Ihr sie nicht der Welt erklingen lassen? Dürft Ihr mit der Gabe des Genius so eigennützig schalten? Ist denn die hohe, die heilige Kunst nicht zur Beseelung und zum Entzücken Aller da? Und die, welche der Genius so hochbegnadigt hat wie Euch, die sollten in feiger Verschämtheit nicht eingestehen, daß er mit seinem Flammenkuß ihr Herz gerührt? Zu diesen Trägen und Furchtsamen gehöret Ihr nicht, Signora; Ihr werdet die Offenbarung der Schönheit vor allem Volk predigen und wieder eine Muse des Liedes auf Erden sein!“

Dieser Rausch von Worten betäubte Diana, es sauste um sie her, dann aber . . . wer doch wüßte, woher jene unbegreiflichen, plötzlichen, wunderlichen, um nicht zu sagen, wunderbaren Eingebungen stammen — welche Macht, mehr eine urböse als eine ewig gute, jenen Blitzstrahl in unsere Gedankenwelt schleudert, der sie entzündet — wer doch am Webstuhl unserer Geschicke und Entschlüsse säße und den Punkt aufzuweisen vermöchte, an dem der bis dahin so glatt gesponnene Faden unseres Lebens sich unentwirrbar verschlingt! ...

Dann rief es vernehmlich laut, auch wie eine Stimme des Dämons in Diana: wache doch auf; was Du gesucht, nun ist es ja gefunden, greife nur zu — die Kunst wird Dir Ruhm und Macht verschaffen und Dich hoch über Martha erheben ... Und für sie selbst war mit diesem Augenblick Alles entschieden — wie durch die Zweige der Sturm saust, ging ein Schauer durch ihre Nerven. Was Bellori in seiner begeisterten und zugleich komischen Weise noch weiter redete, vernahm sie nur wie ein dumpfes, fernes Gebrause unverständlicher Laute. Die Grundverschiedenheit zwischen ihnen beiden lag ihr schon offen zu Tage: er liebte die Kunst, ihr war sie nur ein Mittel.

So sammelte sie sich zuerst und entgegnete kühl: „Ihr mögt Recht haben, Signor; aber bedenkt, ich bin ein Mädchen und zu keinen Heldenthaten berufen. Euch geziemt es, diesen Weg zu gehen. Ihr müßt in die große, norddeutsche Hauptstadt; Eure Rachegedanken gebt auf, der Lorber wird Euch entschädigen.“

„Meine Rache aufgeben? Gutes Kind, Ihr seid keine Italienerin.“

„Gemach, ich wollte Euch doch nicht rathen, mit meinem Hasse zu spielen.“

„Euch kann man nur lieben, Madonna! Ich aber bin ein Römer, treu der Liebe, treuer der Rache.“

„Hat man Euch denn so arg gekränkt?“

„Bis in die Seele hinein.“

Sein Ausdruck, seine Stimme schnitten ihr selbst in's Herz; ein Hauch des Mitleids verschönte ihr Gesicht.

„Wenn Ihr so viel gelitten habt,“ sagte sie ergriffen, „vergeßt doch diese Frau. Die Vergessenheit ist für allen Kummer des Herzens ein süßer Schlaf. Denn nicht wahr, eine Frau that Euch weh? Ihr habt ja eine viel bessere Freundin in Eurer Kunst. Liebe und Untreue, irren sie nicht wie Wellen auf und nieder in des Lebens allewigem Strom? Kümmert Euch doch nicht allzusehr darum, der Strom geht weiter, wenn auch die Welle verspritzt.“

Er schüttelte schmerzlich sein Haupt. „Ihr wißt ja nicht, was geschehen; und die Heiligen mögen Euch vor den Schatten bewahren, die mit mir gehen — rastlos, unermüdlich, neben und hinter mir! Wenn Ihr meine Tage gelebt — Tage voll Sonnenscheins, wie sie Euch hier niemals glänzen werden . . . Tage in Tivoli, unter dem Donner der Wasserfälle, einsam sitzend mit ihr auf den Stufen des Vestatempels . . . Mondesdämmerungen auf dem Monte Pincio, unter unzähligen Lorber- und Myrtengebüschen, mit ihr! Das genossen zu haben und nach dem Genusse noch fort zu leben:

das ist herzbrechend Elend!" Nun übermannte ihn der Zorn, seine elegische Stimmung schlug in einen Ausbruch der Wuth um: „Sei sie allen Dämonen der Unterwelt geweiht! Hüben und drüben elend und verlassen!" schrie er. „Wie sie mein Leben erbarmungslos zerschlagen, sei auch das ihre fortan ein sturmgepeitschtes Wrack!"

Als fasse ihn plötzlich ein Geist mächtig an, ergriff er seine Geige. Langsam, schwerfällig fuhr der Bogen über die Saiten hin, die unter ihm kreischten; ein krauses, wirres, sich überstürzendes Gewoge von Tönen wallte auf und ab; eine phantastische wilde Musik, er war gleichsam wieder in die Welt seiner Liebe entrückt, an den Wasserfällen des Teverone, in den Piniengängen der Villa Borghese — es war, als spiele er in diesen kurzen Minuten die Empfindungen seines Lebens, die Begeisterung seiner Jugend, Kunst und Ruhm und Liebe, wie sie ihm damals in einer hehren Idealgestalt verkörpert erschienen, so jetzt in eine Harmonie verschmolzen . . .

Still in sich versunken, horcht Diana, voll Verständniß für die feinsten Uebergänge seines Spiels, empfänglich für die seelischen Leiden, die in diesen Accorden ausbluteten — aber sie sagt sich doch mit ihrer unerbittlichen Verstandesschärfe: das ist ein armer,

phantastischer Thor, der es in dieser Welt des Trödels und des Scheins nie weit bringen wird, weil er dahinter unnennbare werthvolle Dinge, Ideale, verborgen wähnt und, wie ein Kind an Gespenster, an sie glaubt ...

Ausklingt der letzte Ton —

„Das ist nichts als eitel Trümmer," sagt Bellori seufzend. „Ich bin nicht mehr ich selbst, nur der Schatten Bellori's."

„Was Eure Landsleute von Eurer Musik halten mögen, weiß ich nicht, uns Deutsche aber heimelt sie an, es ist etwas darin wie in unseren Mährchen — Wunderblumen und Nixen, ein Grausen und Schauern. Giebt's noch eine Ausbildung der Musik über die großen Meister hinaus, wird sie auf diese tiefsten Laute zurückkommen müssen, die wie verborgene Gewässer in den Sagen rauschen. Ich wünsch' Euch Glück, Meister, Ihr habt den alten Zauberklang in Eurer Geige."

Er schlug mit der Hand an seine Stirn. „Darin stecken einige Gedanken, seltsames Hexenzeug, ein Summen von Melodieen, die vielleicht in manchem Herzen schlummern, denen aber noch Keiner Stimme verliehen. Sie hat das Alles erweckt, über dem dumpfen Chaos meines Daseins schwebte sie als die lichtverbreitende Sonne, dann versank sie selbst in Nacht und die alte Finsterniß umschlang mich auf's Neue. Ihr habt die Sehnsucht

nach dem Lichte zuerst wieder in mir erweckt, vor Euch habe ich ein Bedauern mit mir selbst! Fort mit den Todten, fort mit allen Nachtgeistern! Auch ich bin ein Künstler! Ich fühl's wie das Rauschen von Adlerfittigen um mich!"

So eilte er auf und nieder, seinen Bogen senkte er bald, bald erhob er ihn wie einen Degen zum Schlag ausholend — in dem tollsten, lächerlich und dabei doch Mitleid erweckenden Pathos, das bei alledem eine gewisse Würde und Haltung bewahrte.

Mitten in seinen zusammenhangslosen Reden unterbrach er sich mit einem kurzen, heiseren Schrei, er blieb wie im Starrkrampf stehen, lautlos, mit geöffnetem Mund, die linke Hand geballt ... darüber blickte auch Diana auf, in rasch wechselndem Erröthen und Erbleichen . . .

Aus der Thür des Hauses, über die Sandsteinstufen in den Garten hinunter schritt Herr Franziscus von Waldheim, die Augen gesenkt, da ihm gegenüber die Sonne flammend am Horizont sich senkte.

Noch hatte er weder Diana noch Bellori recht erkannt, als der Geiger über sein Instrument einen gellenden Bogenstrich that —

„Giovanni Bellori!" so Franziscus . . . und der

Italiener, dessen Haupthaar sich sträubte, mit knirschenden Zähnen darauf: „Satan!“

Wie er über den Zaun gekommen, vermochte sich Diana nicht zu sagen, aber sie hörte ihn fast in demselben Augenblick im Wirthshausgarten toben, singen und dazwischen seine Geige zermartern.

Was sie geahnt, sie wußte es nun; Martha trug die Schuld an dem Seelenmorde Bellori's, sie gefiel sich darin, die Sache hochtragisch aufzufassen. Diese Gewißheit, die ihrer Abneigung und Feindschaft einen neuen Grund und Rechtfertigung gab, genügte ihr. In wie weit Herr Franziscus in diese traurigen Irrungen verwickelt war, wollte sie nicht untersuchen, trotz der Verschiedenheit ihrer beiderseitigen Anschauungen fühlte sie sich zu ihm hingezogen und wollte mit Absicht nichts erfahren, was ihm in ihren Augen den Schimmer seiner Heiligkeit und Entsagung hätte rauben können. Das Böse, das einen häßlichen Flecken auf den Thäter wirft, war ihr verhaßt; an sich hatte sie keine Achtung vor dem Guten, keine Scheu vor der Bosheit, nur sollte Alles, nach ihren Grundsätzen, in einer leidlich schönen Form sich offenbaren und die hergebrachte Ordnung nicht roh verletzen; ehe wir etwas thun, war ihre Klugheitsregel, müssen wir erst den schönen Schein suchen, worin wir unsere That kleiden.

„Welch' einen Auftritt sahen Sie, Herr Franziscus von Waldheim!“ entschuldigte sie jetzt das Geschehene. „Schade, schade, daß der unglückliche Mann dort drüben ein noch größerer Narr als außerordentlicher Künstler ist.“

Mechanisch hatte Herr Franziscus, um seine zitternde Hand zu beschäftigen, seinen Rock zugeknöpft.

„Wie kam er nur zu Ihnen, Fräulein?“

„Er stieg über den Zaun, mein Klavierspiel zu hören, und da —“

„Er erzählte Ihnen von Rom, von meiner Schwägerin?“

„Oh!“ entgegnete sie hochmüthig. „Da würde ich ihm Schweigen geboten haben. Wir geriethen in ein Gespräch über die Kunst, Sie müssen selbst bei Ihrem Eintritt in den Garten den tragikomischen Ausgang vernommen haben.“

„Tragikomisch? Welch' Elend, welche Schmerzen hat uns dieser Mann bereitet, mir und meiner Verwandten — Elend ohne Maß.“

„Lassen Sie ihn doch, er ist ein Unglücklicher. Daß Sie bei Ihrer Heimkehr aus dem schönen Andlau gleich auf solche Erinnerungen treffen! Sie kommen doch daher?“

„Ja.“

„Und sind den Andern vorausgeeilt, um mich zuerst

zu begrüßen? Ach, Herr Franziscus von Waldheim, das ist eine so ritterliche Huldigung, daß ich sie mit der schönsten Rose meines Gartens nur zur Hälfte belohne."

Während sie sich zu einem der weißen Rosengesträuche hinabneigte, fragte sie noch zurück: „Wo verließen Sie meinen Bruder?"

„Ach, Fräulein, ich fürchte die Rose zu verlieren. Ich verließ Andlau, weil mir Festgetümmel nicht behagt; Ihr Bruder aber und Graf Lothar konnten den Bitten der Baronin nicht widerstehen und werden erst in drei Tagen zurückkehren."

Es war gut, daß Diana das Gesicht noch zur Erde gewandt, daß Niemand bemerkte, welche Gluth es bedeckte, wie Eifersucht und Grimm ihre so sanften Züge bis zur Verzerrung entstellten.

Franziscus fuhr in seiner Erzählung fort, wie Diana Allen auf Andlau gefehlt, wie sehr Alle ihr Unwohlsein beklagt; er sprach von dem Garten im altfranzösischen Styl, von dem Kapellenbau und redete sich allmählig von seiner Aufregung über Bellori's unerwartete Erscheinung frei. Diana ordnete indeß ihr Gesicht wieder zur „sanften Schwermuth," nur um ihren Mund zuckte es noch.

Wie sie ihm darauf die Rose gab, mit freundlichem Lächeln seinen Kuß auf ihre Fingerspitzen duldete, mit

jener Lebendigkeit und Gefühlswärme, die gerade begabten Männern von Frauen so schmeichelhaft ist, auf seine Auseinandersetzungen einging; wie hätte er den nicht schwarzsichtig und boshaft schelten sollen, der ihm gesagt: hüte dich; dies Mädchen, das da neben Dir wandelt, schwach und zart, das verloren in Deinen Worten nachlässig ihr Spitzentuch herabhängen, die lose geknüpften Bänder ihres Hutes flattern läßt, das mit ihren leis verschatteten Augen fast blöde in die Ferne blickt und Dich gleich nachher so eigen anschaut . . . es trägt im Busen eine entsetzliche Leidenschaft, es brütet über finsteren Gedanken und berechnet in kältester Selbstsucht, was Du — eben Du, ihr vielleicht nützen oder schaden kannst.

Im Hause nimmt Franziscus Abschied. Das Gespräch hatte sich schließlich wieder auf die Frage nach dem Zweck des Irdischen gerichtet, Herr Franziscus in seiner mönchischen Strenge wieder die Entsagung und das Zurückziehen von der Welt gepriesen — die Ruhe in dem Schooß Gottes, die kein Sturmwind stört — die Stille der Seele, deren Gefühle leise verzittern, wie die Harfenklänge der Töchter Israels an den Wassern Babels; melancholisch, einsilbig hat Diana darauf geantwortet, nachgiebiger, als früher, daß er mit dem

Glauben von ihr scheidet, einen tieferen Eindruck auf sie ausgeübt zu haben.

Sie aber wirft den Hut zur Erde, ein Schauer heißester Thränen stürzt unaufhaltsam über sie hin. Julian liebt sie nicht mehr. Wie vergraben in ihrem Gram, in den langen aufgelösten Flechten ihres Haares, in dem Strom ihrer Thränen sitzt sie da.

Ihre Armuth und Verlassenheit, Julians Untreue, Martha's Sieg, ihre ungezügelte Begierde nach Macht und Reichthum tobt und wirbelt um sie in wunderlichsten Bildern hin und her, quält und ängstigt sie mit den drohenden Vorstellungen der Zukunft.

Und wieder berührte sie da ein Unsichtbares, wieder sprach es in ihr: Muth nur, dir bleibt die Kunst ... sie erhob ihren Kopf, auf die Hand ihn stützend, deren Finger in ihrem Haar wühlten — „Musik!" hauchte sie vor sich hin.

VI.

Drei Tage nachher reiten durch den Eichwald, der von dem rothen Schloß zu Schönburg, wie es in der Umgegend von den röthlich braunen Steinen heißt, aus denen es zum Theil erbaut ist, nach Andlau zu, Herr Franziscus und Fräulein Diana.

Julian und Graf Lothar haben in einem Briefe von dem Schlosse der Baronin den beiden ein Zusammentreffen auf halbem Wege vorgeschlagen, um dann vereint nach einem fröhlichen und erfrischenden Spazierritt in Schönburg einzutreffen; in gewohnter, ihm angeborener Höflichkeit hat Lothar dem Fräulein und Herrn Franziscus seine schönsten Rosse zur Verfügung gestellt.

Für die kleine Stadt hatte es lange kein herrlicheres und aufregenderes Schauspiel gegeben, als ihr diesen Nachmittag die Reitknechte und prächtig geschirrten Pferde gewährten, die auf dem Markte vor dem gelben Hause wartend standen, die Bewunderung stieg mit dem Erscheinen Diana's.

Nie hatte Franziscus sie noch so anmuthig gesehen. Vortheilhaft hob das enganschließende Reitkleid von schwarzem Tuch ihre jungfräuliche Gestalt; frei wie ihr grüner Schleier von ihrem Hute wehte, strahlte ihr Auge, sicher und leicht saß sie zu Pferd.

Dies war die erste Stunde seit dem Gespräch mit Bellori, in der sie wieder Muth zum Leben hatte und sich über alle Grübeleien und ängstlichen Besorgnisse erhoben fühlte. In den drei Tagen ihres Alleinseins war ihr Entschluß unerschütterlich geworden. Schon hatte sie den größten Theil ihrer Sachen gepackt, jeden Augenblick zur Abreise bereit. In der Nähe Martha's verweilen, deren Glück als neidische Zuschauerin betrachten, hieß ihr „ein tägliches Sterben.“ Ich kann nur in der Freiheit leben, in einer Welt, die ich mir selbst erschaffe, in der ich die Erste bin; das etwa waren ihre Gedanken. Eine Karte, die ihr am vergangenen Tage von Bellori überbracht worden, denn er hatte noch in der Nacht das Gasthaus verlassen, erschien ihr in dieser Stimmung wie ein gutes Vorzeichen; „auf Wiedersehen in dem Weg des Ruhmes,“ hatte er darauf geschrieben. Ohne Zögern hatte sie darum in die vorgeschlagene Spazierfahrt gewilligt. Wie ein Wanderer, der noch einen letzten schönen Tag in lieblicher, romantischer Gegend zubringt, und in der Frühe des andern Morgens der

Heimath und einem großen, wenn auch noch halbverhüllten Ziele entgegenzueilen gedenkt, alle Sorgen und alle Arbeit für diese Stunden von sich weist, selbst jedes Widrige und Störende, was ihm hier begegnet, vergißt und mit sanfter Freude die Schönheit des Orts genießt, den er nach seinem Ermessen wohl nie wiedersehen wird: so empfand Diana. Es verletzte sie nicht einmal mehr, als sie von Franziscus hörte, daß wahrscheinlich die Baronin die Herren begleiten würde, und sie sich nun sagen mußte: diese Männer scheinen es absichtlich auf deine Demüthigung und die Verherrlichung Martha's abgesehen zu haben; freundlich nickte sie Herrn Franziscus zu und erwiederte fast lustigen Ton's: „Um so besser!“

Nach so langem Stillsitzen und schmerzlichem Sinnen that es ihr wohl, einmal zu Pferd zu sein.

„Wenn wir doch mit dem Wind um die Wette reiten könnten,“ sagte sie zu ihrem Begleiter, am rothen Schloß vorbei galoppirend.

Schon hatte sie eine wilde Lust erfaßt, die sie durch ihren schmeichelnden Zuruf, durch das Klopfen auf seinen schlanken Hals auch ihrem Renner mittheilte.

Diana war eine verwegene Reiterin. Das erkannte nach wenigen Minuten, in der sie durch die Stadt geeilt, Herr Franziscus, der sich dafür noch aus seiner früheren Stellung als Officier im Gardedragonerregiment einen

scharfen Blick bewahrt. Bald war er darum gezwungen, aus dem ruhigen Schritt, den er seinen jetzigen Anschauungen und seiner innerlichen Umkehr für angemessener hielt, in den eilenden Galopp seiner Begleiterin überzugehen.

Jenseit Schönburg, am Saum des Waldes, zog Diana den Zügel an. „Ich mußte Ihnen doch zeigen, Herr von Waldheim, daß Sie nicht gar zu weit hinter den andern Herren mit Ihrer Dame zurückstehen werden.“

„Da würden Herr Julian und Graf Lothar den Kürzeren gegen mich ziehen ... Sie sind um so viele Jahre jünger als die Baronin, und — um kein weiteres Wort zu sagen — eine eben so gute Reiterin.“

„Das heißt, die Frau Baronin ist die bessere; aber wir werden sehen, wir werden ja sehen.“ Das warf sie nun so lachend vor sich hin, als wäre es eben nichts, ein Einfall ohne weitere Folgen, und doch irrte schon ein gefährlicher, waghalsiger Plan durch ihren Kopf.

Von einer Weide am Wege brach sie im langsamen Vorüberreiten einen Zweig und streifte die Blätter mit den Fingern ab, um ihn als Reitgerte zu gebrauchen. Ueber ernste Dinge war ihr heute kein Wort zu entlocken.

„Zu Pferde oder im Tanz,“ meinte sie, „seh' ich die Welt um mich wie vom Taumel ergriffen, dann ist Alles süßes Selbstvergessen. Lassen Sie uns diese wenigen

Minuten immer dem Herrn stehlen, sind sie doch so kurz! Ob sie etwas für die Ewigkeit bedeuten, ob nicht, wer wird danach fragen, Herr von Waldheim? Wir sind doch recht eitle Narren, daß wir Alles wissen möchten, am liebsten wie das Gras wächst!"

Einsam lag der Wald, alles Lebendige wie von Traumesfesseln gehalten, an dem bläulichen, sonnenhellen Himmel irrte keine Wolke vorüber.

„Wir haben noch beinahe eine halbe Stunde bis zum tiefen Graben zu reiten, wo die Straße von Andlau nach Schönburg umbiegt," sagte Franziscus nach längerem Schweigen.

Sie hörte kaum darauf hin. — „Es ist ein stiller, verschwiegener Weg, den Sie mich führen ... gewiß, diese Gegend besitzt eigene Schönheiten."

„Ich hoffe Ihnen noch andere, reizendere Punkte im Lauf des Sommers zu zeigen... "

Darüber lächelte sie verbindlich, äußerte aber doch: „Wie einsam und leer wird Ihnen die Stadt erscheinen, wenn Ihre Schwägerin ganz nach Andlau übersiedelt."

„Offen gestanden, das wünsche ich gerade. Die Angelegenheiten der Baronin sind in Ordnung, sie bedarf meiner nicht mehr; wo sie noch Rath und Beistand verlangen sollte, wird ihn Graf Lothar, der mit den Verhältnissen der Gegend um so viel besser vertraut ist,

als ich, ihr gern gewähren. Ich möchte einmal für mich leben, seit Jahren gehörte ich Andern.“

„Das ist ein Egoismus, den ich begreife und theile; aber, Herr Franziscus von Waldheim, wenn man die Stadt hinter den Bäumen da kennt, so wie ich sie in acht Tagen kennen gelernt, wenn man wie Sie aus einer der glänzendsten Gesellschaften der Welt, von unvergleichlichen Kunstgenüssen, aus Rom kömmt, gehört Heldenmuth dazu, sich dort zu verschließen, oder“ — und sie schlug übermüthig mit der Gerte auf ihr langhinwallendes Kleid, „man muß die gewisse Hoffnung haben, ein außerordentliches Abenteuer zu erleben.“

Sie hatte absichtslos gesprochen, nur so hin, um zu necken; jetzt entging ihr die Veränderung in Franziscus' Zügen nicht.

„Fräulein Felsberg, wie es scheint, wissen Sie um alle meine Geheimnisse, ohne daß ich Ihnen ein einziges vertraut.“

„Geheimnisse? Herr von Waldheim, dann wollen wir gleich abbrechen; mir erregt jedes fremde Geheimniß Grauen.“

„Immer Spott. Und doch wünschte ich, da einmal das Gespräch nicht ohne einen höheren Willen so gegangen, Sie gestatteten mir ein ernsteres Wort.“

„Ich höre.“

„Es ist mir — und Sie vergeben, wenn ich vorschnell geurtheilt — als bedrücke Sie ein heimlicher Kummer, als hätte sich eine Unruhe Ihrer Seele bemächtigt ... ich sage Alles in einem Wort: als sehnten Sie sich aus Verhältnissen, die Ihrem Geiste nicht entsprechen, deren Drückendes Sie empfinden, heraus."

Da er schwieg, sagte sie ruhig: „Weiter!"

„Ich lernte im Ausgang meines römischen Aufenthalts die verwittwete Prinzessin Anna kennen, eine Dame von großen Vorzügen, voll rührendster Herzensgüte; leider verbot mir die plötzliche Abreise meiner Schwägerin, die Pflicht, sie zu begleiten, die Fortsetzung einer Bekanntschaft, die mich ebenso ehrte als sie mir theuer war. Um so schwerer ward mir der Abschied, weil ich die edle Dame in einer ihr wenig zusagenden Umgebung lassen mußte, mit einer Sehnsucht nach Freundschaft, die ihr in ihrer Einsamkeit ein nothwendiges Bedürfniß geworden und ihr doch in der Gebundenheit ihres Ranges bisher versagt geblieben. Im Herbste kehrt die Fürstin aus Italien heim —"

„Sie werden sie wiedersehen?" schaltete Diana ein.

„Und da hatte ich den Gedanken, Sie ihr vorzustellen."

„Mich, Herr von Waldheim?"

„Von dem Augenblick an, wo ich Sie in der Kapelle

von Schönburg traf. Sie werden der Prinzessin wohlgefallen; dem sanften, langsam wirkenden Zauber Ihres Wesens kann sich Niemand entziehen."

„Schmeichelei!"

Erst flog sie in einigen Sätzen auf dem steil ansteigenden Wege Franziscens voraus, dann, als er sich wieder an ihrer Seite befand, fragte sie: „Wie alt ist die Prinzessin?"

„Eine Dame von dreiunddreißig Jahren."

„So jung noch?"

Warum senkte er nur bei dieser, doch harmlosen und natürlichen Aeußerung sein Auge? Verwunderung über das Gehörte zu verrathen, mochte es ihr auch unerwartet kommen und seltsam klingen, dazu war Diana zu klug, sie nahm es ruhig auf, lehnte aber ein näheres Eingehen auf seinen Vorschlag ab: sie fühle sich in ihren beschränkten Verhältnissen nicht eben unglücklich, unzufrieden zuweilen, das wolle sie zugestehen, Jeder strebe ja über sich hinaus, es werde sich wohl noch eine bessere Stunde zur Erwägung einer Angelegenheit finden, die den ganzen Plan ihres Lebens umwürfe; eins wisse sie nun und werde es nie vergessen, daß sie auf seine Freundschaft bauen könne. Mit einem Blick, der von unten her, scharf wie ein Messer, über sein Gesicht

hinglitt, sagte sie noch: „Meinen Dank, Herr von Waldheim, und meine Verschwiegenheit.“

Schon eine Strecke weit war der Pfad steil emporgestiegen, einen Hügel hinan, dessen Spitze eine Gruppe von Eichen und Buchen krönte. Auf der andern Seite senkte er sich allmählig zu der Ebene nieder; ein dichtes Gebüsch von Unterholz und Tannengestrüpp zog sich von dem Fuß der Anhöhe zu dem sogenannten „tiefen Graben,“ einem gründunklen, binsen- und weidenumstandenen Wasser. Eine Holzbrücke führte darüber. Am jenseitigen Ufer wogte schlankes, im Winde zitterndes Röhricht, etwa fünfzig Schritte dahinter erhoben sich mächtige Pappeln, welche die Fahrstraße nach Andlau beschatteten.

Unter den Buchen hielten die Beiden.

„Von dort drüben müssen sie kommen,“ deutete Franziscus auf die Straße. „Noch sehe ich Niemand, wir sind die Ersten.“

„Berg auf, Berg ab,“ entgegnete Diana in einem andern Gedankengang, „hier gäbe es wirklich ein Wettrennen mit Hindernissen.“

„Fräulein Felsberg, nicht allzu verwegen. Sie haben, wie Sie die Anhöhe hinanritten, nicht bemerkt, wie jäh der Absturz ist, wie viel Baumwurzeln sich über dem Weg verschlingen, daß man das geschlagene Holz hart

am Reitweg zusammengeschichtet hat — ein Fehltritt des Pferdes kann Sie da verderben."

„Seh' ich denn aus wie eine, die solchen Tod erleiden wird?" Uebermüthig hob sie sich im Sattel.

„Nicht doch, über Ihnen steht ein eigener Stern."

„Ich glaub's wenigstens."

Doch prüfte sie vorsichtiger als bisher im Niederreiten den Weg, lenkte das Pferd von jedem Stein und Busch, den Zügel straff, sich dicht an Franziscus haltend. Ueber die Brücke ließ sie ihm den Vortritt. Unter den Pappeln, auf der Fahrstraße blieb es still, nur die Wasservögel im Röhricht scheuchte der Hufschlag der Pferde empor.

Verdrossen sagte Waldheim: „Wir werden bis Andlau reiten können, ehe wir die Säumigen treffen."

Da jagte ein einzelner Reiter ihnen entgegen; Diana erkannte ihn gleich: „Das ist Graf Lothar, er nimmt sich nicht gut aus zu Pferd."

Gegenseitiger Zuruf, gegenseitige Begrüßung ... Die Baronin hätte die Nachmittagshitze unerträglich gefunden und raste in einem Wirthshaus an der Straße; sie bäte Fräulein Felsberg und ihren Schwager, die geringe Strecke ihr noch entgegen reiten zu wollen: so entledigte sich Graf Lothar seines Auftrags.

Die Verstimmung, in die Diana's verändertes

Benehmen Franziscus von dem Beginne ihrer Fahrt an versetzt, brauchte nur dieses Tropfens um überzuquellen. Es fielen harte Worte gegen Martha, die Lothar schweigend hinnahm und nur ein und ein andermal darüber leicht mit der Schulter zuckte, als wolle er sagen: rede doch zu der, die diese Verzögerung durch ihre Laune verschuldet, nicht zu mir, der über seinen Botendienst gar nicht erfreut ist.

In ruhigster Heiterkeit wiegte sich indeß Diana auf ihrem Pferde; die kleinen Störungen und Irrungen, die sonst ihre argwöhnische und reizbare Natur so schmerzlich verletzten, empfand sie heute nicht. Auf ihrer glänzenden Stirn zeigte sich keine Falte, dämmerte kein Schatten. Der hastig wilde Ritt hatte ihre Flechten etwas gelockert und trieb einzelne, leicht gekräuselte Härchen unter ihrem Hut hervor, in dieser anmuthigen Verwirrung, zusammen mit dem rosigen Leuchten ihres Antlitzes schimmerte eine bezaubernde Jugendfrische.

„Was ist das für ein gutes, herrliches Thier, Graf Lothar," rief sie ihm zu, „das Sie mir gegeben — darauf möcht' ich bis an's Ende der Welt jagen."

Lothar erröthete ... ob aus Freude, es ihr recht gethan zu haben, oder im Bewußtsein einer geheimen Schuld gegen sie, die ihn so vertrauensvoll begrüßte.

„Ich vergesse Ihnen diese Freundlichkeit und diesen

Tag nicht," redete sie fort, unbekümmert, in der vollen, ganzen Lust der Freiheit. „Vorwärts, ihr Herren! Blicken Sie doch nicht so finster, Herr von Waldheim, ein wenig mehr Sonne und Staub — wen kümmert das? Sehen wir doch beide schon wie Zigeuner aus."

Das Wirthshaus zum Rautenkranz ist dann bald erreicht. In der schattigen, großen Weinblattlaube des Gartens empfangen Martha und Julian die Ankommenden. Im Hofe steht der Wagen der Baronin, im Fall die Damen es vorziehen sollten, nach der Stadt zu fahren. Es haben sich in Andlau die Zimmer doch nicht in so wohnlichem Zustand gefunden, als Martha erwartet, sie muß noch eine und die andere Woche in der Stadt verweilen, Einkäufe besorgen, Arbeiter hinausschicken ... ihr, versichert sie Dianen, ist diese Verzögerung die liebste und willkommenste, da sie ihr das Glück verschafft, Tag für Tag mit Diana zu leben.

Martha's Neigung ist nicht verstellt; je heftiger sie den Bruder liebt, desto eifriger sucht sie auch das Vertrauen der Schwester zu gewinnen. Einen Theil ihrer Zuneigung zu Julian möchte sie gern auf Diana übertragen. Nicht sicherer aber prallt von der Klippe die Woge zurück, als all' ihre Liebesmühen von der glatten Kälte Diana's abgleiten. Der Blick, mit dem sie Martha's Kuß auf ihre Stirn empfängt, das Lächeln,

das deren Freundschaftsversicherungen antwortet, die Bewegung, die sie zuweilen zu ergreifen scheint: es ist wie das kühle Licht des Mondes; obwohl es uns nicht erwärmt, und im Grunde nur Schatten statt Helle weckt, können wir ihm nicht gram werden. So sagt sich auch Martha von der Schwester des Geliebten: das ist ein Wesen, das eigenen Gesetzen folgt.

Ueberdies ist Diana zerstreut, sie tändelt von einem zum andern hinüber, sie kann nicht genug die blühenden Rothdorngebüsche bewundern, die hochgewölbten Kastanien mit ihren unzähligen, wie Kerzen aufragenden Blüthen, sie schwelgt in dem Duft der Linden und Akazien ... einmal nur betrachtet sie von der Seite den Bruder, der nichts ahnend neben Martha sitzt — so brennend ist dieser Blick, daß man glauben sollte, er müßte ihn wie ein feuriger Pfeil verwunden und aufschrecken ... so mögen die Furien im Hain der taurischen Göttin auf den schlafenden Orestes niedergeblickt haben. Auf Minuten verschwindet sie dann, sie ist hinter dem Garten auf einen Hügel gewandert — allein, in der Einsamkeit und dem Dunkel ihrer Seele. Dort verhüllt sie das Gesicht mit den Händen — vielleicht vor dem Glanze der Sonne, vielleicht um so, von keinem Dinge außer ihr gestört, in sich selbst hinabzuschauen. In diesem Augenblick trägt sie keine Maske, ist sie ein

armes, elendes Geschöpf, ringend wie wir alle in der gebrechlichen Einrichtung dieser Welt, schwer schleppt sie an des Menschen einziger und größter Sündenlast, an ihrem Dasein. . .

Gegen die sechste Stunde brechen Alle auf . . . Martha will, um Dianen zu gefallen, den Weg bis zum Schlosse von Schönburg zu Pferde zurücklegen und erst von dort zur Stadt den Wagen benutzen.

Im Hofe stampfen die Pferde ungeduldig den Boden. Während Diana noch die wallende Mähne ihres Rappen streichelt, hat Martha ihr isabellfarbenes Roß bestiegen — ein stolzes, prächtiges Pferd, wie geschaffen für seine Herrin. . . . Es ist, als ob die beiden Thiere von derselben Eifersucht, demselben Wetteifer entbrannt wären, wie ihre Reiterinnen.

Flüchtig wie von der Bogensehne der Pfeil schnellt, ist die Cavalcade durch das Hofthor — von den Steinen der Straße sprühen die Funken. Die beabsichtigte Ordnung, alle nebeneinander zu reiten, muß aufgegeben werden, da der Weg zwischen den beiden Pappelreihen nicht breit und frei genug ist. So kommen Julian und Martha an die Spitze, neben Lothar folgt Diana, am weitesten ist Franziscus zurückgeblieben.

Lothar's Befangenheit und Aengstlichkeit sind noch größer als gewöhnlich, das Herz schlägt ihm, wenn Diana

ihn ansieht, er fürchtet bei jedem ihrer Worte, es werde eine Anklage gegen ihn sein. Seine ursprünglich großmüthige Seele leidet in ihrem Anblick alle Qualen eines Verräthers, härter als er kann Niemand seine Schwäche verurtheilen. Martha's Schönheit, der Rath des Herrn Alois Kalt, die Hoffnung auf eine so glänzende Verbindung sind nicht ohne Einfluß auf ihn geblieben, sein Herz, das sich an jenem Sonntag für immer Dianen zugeschworen, hat einen bedenklichen Bruch erhalten; was Martha's Reiz und Freundlichkeit allein nicht durchgesetzt, hat Julian's offene Bewerbung um sie vollendet. Ganz ohne Kampf will Lothar dem Nebenbuhler eine so reiche Beute nicht lassen, seine Schwäche ist zugleich sein Wesen und seine Schuld.

„Und Sie sagen mir nicht, wie Ihnen Andlau gefallen, Graf Lothar? Man hat mir die romantische Lage des Schlosses so gerühmt, daß ich von Ihnen, dem Bewunderer der Natur, eine entzückende Beschreibung erwartete," beginnt Diana.

„Da soll ich selbst wohl Sie Schönburg untreu machen?"

„Untreu? Mich? Ah, Graf Lothar, was Diana Felsberg einmal in ihr Herz geschlossen, das hält sie wohl verwahrt darin. Treulos! Wer bricht überhaupt die Treue? Nur die Männer."

sie kann der Gegnerin den Sieg nicht so leicht machen, nicht zugeben, daß sie fast gemächlich zu den Eichen hinauf reite. Obgleich ihr Sattel sich verschoben, holt sie in rasenden Sätzen Diana ein, dicht auf ihren Fersen ist jetzt auch Julian. Seine Gegenwart erregt die beiden Frauen noch leidenschaftlicher — zusammen erreichen sie die Bäume, aber Diana winkt trotzig: „Hinunter!“ ..

„So sei ihnen Gott gnädig,“ meint Franziscus zu Lothar, als er sie in der Senkung des Abhangs, in den wachsenden Schatten der Bäume verschwinden sieht.

Zwei Minuten des wildesten Rennens ... um Tod und Leben...

Endlich setzt Diana über ein weitvorgeschobenes, aufgeschichtetes Holzlager, das den Weg halb versperrt — der Ast eines Baumes streift ihre Stirn und zerreißt die Haut ... bis auf die Mähne ihres Pferdes rieselt in dunklen Tropfen das Blut — allein sie hat gewonnen, erst nach einer Weile vermag sie die Zügel wieder fester anzuziehen ... sich umwendend bemerkt sie Martha nicht mehr, mitten in ihrem Triumph erfaßt sie ein dämonischer Schrecken — sie schwenkt mit dem Pferde herum...

„Um des Himmels Willen!“ entfährt ihren todtblassen Lippen.

Martha hat ihr den Sprung nachthun wollen und sich überschlagen, sie ist gestürzt; wie Franziscus, der

mit Julian und Lothar um die Betäubte beschäftigt ist und ein wenig medicinische Kenntnisse besitzt, ihnen sagt, ist keine tödtliche Verwundung zu befürchten, sie hat den Arm gebrochen...

Vom Pferde springen und neben Martha auf dem braunen Boden der Haide niederknieen ist eins für Diana. Ihre eigene Wunde zu verbinden, lehnt sie ab: „das ist ja nur eine Schramme, sie schmerzt nicht!"

Wie dann Martha aus ihrer Betäubung die Augen aufschlägt, eilt Lothar auf die Landstraße zurück, den Wagen einzuholen und hierher zu schicken, um in ihm die Verwundete nach dem Schlosse zu schaffen, er selbst will gleich weiter nach der Stadt, einen Arzt zu suchen.

Bei allen Schmerzen hat Martha doch Besinnung und heroische Selbstüberwindung genug, daß sie Dianen mit eigenem Lächeln sagt: „Fräulein Felsberg, auch Sie bluten! Wir haben den Wettritt theuer bezahlt."

Ihr Auge trifft Julian — trotz seiner Schwäche besitzt es noch Flammen, die über sein erblaßtes Antlitz einen feurigen Wiederschein werfen; stumm drückt er ihre linke Hand an sein Herz.

Arme Diana, selbst bezwungen und im Staube soll diese Frau noch über dich triumphiren!

Als der Wagen angekommen, die Verwundete hineingehoben — und er dann langsam dem Schlosse zufuhr,

die Drei wieder zu Pferd stiegen, flüsterte ihr Julian zu: „Vergebe Dir Gott, was Du gethan.“

Auf dem Heimweg ward weiter kein Wort zwischen ihnen gewechselt. — Jeder ging dann schweigend in sein Zimmer.

Dort ordnete sie noch einiges an ihrem Gepäck, wechselte ihr Kleid ... legte Hut und Mantel zur Nachtreise zurecht — fand, auf ihre Uhr blickend, daß ihr fast noch vier Stunden bis zum Abgang der Post nach der nächsten Eisenbahnstation blieben ... einen Platz in dem Postwagen für diese Fahrt hatte sie schon am Morgen belegt. Ermüdet setzte sie sich nieder, sie berechnete ihre Baarschaft: für zwei, vielleicht drei Monate in beschränktem Leben wird sie ausreichen und das Glück hilft dir weiter, dachte sie. Hier hatte sie nur noch Abschied von ihm zu nehmen, die Anderen, selbst Franziscus, waren ihr in dieser Stimmung namenlos gleichgültig und unbedeutend geworden, Lothar erschien ihr als der jämmerlichste Schwächling — zu gering selbst für ihre Verachtung. Ihn aber liebte sie; liebte ihn um so glühender, je mehr er sich von ihr abwandte, je tiefer und unheilbarer die seelische Verstimmung zwischen ihnen wurde. Sein hartes Wort hatte sie mit fliegender Schamröthe bedeckt, weil sie in der Furcht ihres Gewissens heraushörte: verstelle dich doch nicht, ich weiß ja, daß

du mich liebst, deinen Bruder, daß du meinetwegen Martha mit deiner Eifersucht verfolgst und darum das Spiel um Leben und Tod mit ihr wagtest. So entschlossen fühlte sie sich, daß sie, wenn er jetzt ihr genaht, ihm hätte sagen können: Ja, ich liebe dich, innig, zärtlich, eifersüchtig, wie du nie wieder geliebt werden wirst; du hast Recht, es ist eine wahnsinnige Leidenschaft und darum gehe ich von dir, ich mag dich nicht im Besitz, in den Armen einer Andern sehen. Bin ich fern von dir, brauchst du nicht über eine unglückliche Schwester zu erröthen, brauche ich nicht Zeugin deines Glücks zu sein.

Wie so wunderlich ist die Einrichtung der menschlichen Gesellschaft; das einzig wahre und echte Gefühl, das in der Seele Diana's lebte, galt ihr als Sünde wider die Natur.

In der Betrachtung dieser für uns unlöslichen Gegensätze, welche Sitte, Erziehung, überlieferter Glaube in den schwächeren Seelen zwar ersticken, aber nie harmonisch auszugleichen wissen, gewann sie ihre Schärfe und Kaltblütigkeit wieder. Wer wird ein Thor sein und den Andern sein Herz auf der Hand entgegentragen, Liebe säen und Verspottung ernten, wer überhaupt an Menschenwerth glauben? war die höhnische Frage, die sie sich selbst vorlegte, um Empfindungen der Sanftmuth,

der Hingebung und Trauer zu dämpfen, die sie einen Augenblick zu übermannen gedroht.

Mehr als eine Stunde verging ihr in diesen Irrgängen ihres Gefühls, ihrer Gedanken. Als sie darauf in das Erdgeschoß, in Julian's Arbeitszimmer hinabstieg, glich sie trotz ihrer geistigen Entschiedenheit einer Unglücklichen, die zum Richtplatz schreitet.

Abenddämmerung in dem Gemach — blaßrother, mattverglühender Wiederschein der untergehenden Sonne an den Wänden ... es ist der längste, vielleicht der heiterste Tag dieses Jahres gewesen. Julian steht am Fenster, das dichter Epheu umschlingt; er schaut zur Kirche ihm gegenüber hinauf, wie sie strebt und steigt, aus dem Walde der Gerüststangen freier und schöner zu dem Himmel empor. Aber wie so flach, so klein ist ihm Portal und Pfeiler und Thurm; in die Wolken hinein müßten sie wachsen, wollten sie es seinen Gedanken gleichthun, die alle um Martha, um ihre Schönheit, ihren Reichthum irren, die gewaltige Pläne in sich schließen...

„Störe ich Dich, Julian?“ klingt mitten in sie und in die Hoffnung, daß ihm noch ein Bote vor Mitternacht Kunde von dem Befinden der Geliebten bringen werde, jetzt Diana's Stimme...

Diese Stimme — wie zauberisch süß ertönte sie

ihm noch vor wenig Tagen, wie so zitternd und hohl in dieser Stunde!

„Nein.“

„Du hast mir vorhin ein sehr hartes Wort gesagt —“

„Weil Du einen grundlosen, ungerechten Haß gegen Martha hegst. War's denn so schwer zu errathen, was dieses Wettrennen bezwecken sollte ... Deinen oder ihren Tod?“

„Du übertreibst in Deiner Besorgniß für sie. Nicht ich habe die tolle Jagd angefangen; Niemand hieß sie, wenn sie ihres Pferdes nicht sicher war, mir von dem Hügel herab zu folgen. Eins aber ist wahr in Deiner Rede; ich hasse diese Frau — hasse sie, seit ich sie vor Jahren zuerst gesehen — dieser Haß wird nur mit meinem Tode enden.“

„Schwester!“

„Und Du — Du liebst sie!“

In wortloser Aufregung verließ er das Fenster, sichtlich rang er nach dem mildesten, für das zornige Mädchen schonendsten Ausdruck seiner Bewegung ... „Und wenn dem so wäre? Ist Martha nicht schön, gut, liebenswerth? Weißt Du doch, daß die besten Erinnerungen meiner Jugend sich an sie knüpfen, daß mir Muth, Lebens- und Schaffenslust von ihr gekommen!“

„Ich tadle Dich ja nicht darum; wag's mit ihr,

mit Deinen ehrgeizigen Plänen! Nur mich laß aus Deinem Spiel, ich kann nicht mit Martha zusammenleben!"

Begütigend wollte er ihre Hand fassen, aber hastig zog sie dieselbe zurück.

„Du bist ein Kind, Diana! Es hat Deine Empfindlichkeit, Deine Ausschließlichkeit verletzt, daß ich der Baronin huldige; gleich hast Du Dich in Deiner Uebertreibung aufgegeben, verrathen gewähnt, Schreckbilder ohne Grund haben Dich geängstigt. Giebt es denn neben der Geliebten keinen Platz für eine Schwester?"

„Für mich keinen!"

Mit schneidender Kälte warf sie ihm dies Wort entgegen; ohne es zu bemerken hatte sie im Zorn die Epheubekleidung des Fensters herabgerissen, wild umher im Zimmer lagen die Ranken.

Dunkler ward es, die letzten Sonnenstrahlen verglühten ... wie ein schützender Schleier legte sich die Dämmerung um beide...

Im vollen Lichte des Tags hätten sie sich gescheut, einander in die Augen zu blicken; sie aus Qual und Scham, in den seinen die Kenntniß ihres Geheimnisses und ihr Urtheil zu lesen, er aus Furcht, ihr Auge möchte noch deutlicher sprechen als ihre Zunge. Jetzt nahm Alles einen traumhaften, phantastischen Schein

an... Jeder konnte, wieder zur vollen Klarheit des Bewußtseins aus diesem Zauber erwacht, in Ruhe das Geschehene für einen dunklen Schatten erklären, der einmal an ihm vorübergeglitten.

Und kein Laut, keine heftigere Bewegung entdeckte ihr nun, daß er den letzten Grund ihrer Eifersucht gegen Martha errathen...

Mochte er auch Vieles in ihrem Auftreten auf die Schuld augenblicklicher Ueberreizung, eines krankhaften, unklaren Gefühls setzen, so gelangte er doch zu keiner andern Lösung dieser Irrung, als sie selbst — Trennung auf kurze Zeit war für beide das Beste, vielleicht das einzige Mittel, später ihr Verhältniß wieder harmonisch zu gestalten.

Wenn das Abendroth ausglüht, der Morgenstern erbleicht, irrt noch zuletzt ein sanfter Glanz von den himmlischen Lichtern über die Erde: so auch, wenn zwei Herzen sich im Wechsel des Lebens oder im Widerstreit ihrer Empfindungen von einander lösen, leuchtet oft um diesen letzten Augenblick ihrer Zärtlichkeit eine milde Verklärung. Sie empfinden gleich stark die Nothwendigkeit der Trennung, aber in dem schwächeren von beiden wird damit das Angedenken an die vielen guten und schönen Stunden wach, die sie zusammen genossen,

und die Wehmuth, daß sie um deren Fortsetzung nun auf immer vom Glück betrogen worden sind.

Langsam hob Julian eine der Epheuranken auf und befestigte sie wieder, so gut es gehen wollte, an dem Holzkreuz des Fensters.

„Und was hast Du beschlossen, Diana?"

„Unsere Trennung."

Die Ranke mochte nur lose angesteckt sein, sie fiel auf die Erde — gerade in den Lichtstreifen, den der aufsteigende Mond über den Boden des Gemaches warf.

„In den drei Tagen Deiner Abwesenheit," fuhr sie fort, „ist mir erst recht zur Erkenntniß gekommen, was Du für mich gethan, gelitten, welch' hemmendes Gewicht ich für Deine Laufbahn gewesen bin. Deine Liebe zu ihr hat dann den Ausschlag gegeben; suche Du Dein Glück mit ihr und laß mich meinen Weg gehen."

„Ich halte Dich nicht mehr; es steht ein Etwas zwischen uns, das — und wäre es in Wahrheit auch nur ein Schatten — eben keiner mehr fortwischen kann. Wohin Du aber gehst, Du wirst mir die Sorge für Dein Wohlergehen lassen; dies darfst Du dem Bruder nicht verweigern."

Unwillkürlich hatte er das Wort: Bruder stärker betont . . . es hallte in ihrem Herzen wieder, aufglühend stieg ihr das Blut bis an die Schläfen. . .

„Julian!“ stammelte sie.

„Beruhige Dich,“ bat er sanft. „Wenn es denn schon sein muß, sei's ohne Thränen geschieden; es wird ja noch ein Wiedersehen geben.“

Allein die Ruhe und Mäßigung, zu der er sich mit Selbstüberwindung zwang, um auch sie zur äußerlichen Fassung zu stimmen, erbitterte und reizte sie noch mehr. Du bist ihm nichts, er denkt selbst in diesem Augenblick nur an Martha und zählt die Minuten, die er mit dir verliert: das wogte wild und wüst durch ihren Sinn.

„Ich kann Deine Güte nicht länger mißbrauchen, Julian,“ sagte sie hart und bestimmt, „ich will nach der Hauptstadt und dort Musikunterricht geben.“

„Und denkst Du, ich werde die Hände im Schooß zusehen, wie Du in dieser elenden Beschäftigung Dich aufreibst und verkömmst?“

„Oh, wir Armen sterben nicht so leicht. Und dann — ich habe Talent.“

„Tausende haben es und Tausende gehen unter.“

„Zu ihnen,“ entgegnete sie mit Ueberzeugung, die, des Verhängnisses gleichsam sicher, ihren Eindruck auf ihn nicht verfehlte, „werde ich nicht gehören. Deutlicher siehst Du Dein Glück nicht vor Dir, als ich das meine. Wer gekämpft wie ich, fürchtet nicht mehr, was ihr Schicksalsschläge nennt, er steht über den Blitzen.“

Durch die Stille des Abends klang von drüben her der lockende Ton des Posthorns — die Wagen wurden vorgezogen, die Pferde angeschirrt — es ward laut auf dem bisher so stillen und einsamen Marktplatz...

Diana erblaßte —

„Was hast Du?"

„Ich muß Dir Lebewohl sagen, Julian" — mit der Hand deutete sie nach der Post hinüber — „ich reise."

„Jetzt?" wallte er auf. Seine Ruhe wich dem Gefühle des Unwillens über die so lange Verstellung und kühle Berechnung Diana's. „So genau hast Du Alles vorbedacht?"

„Ich hatte ja Muße genug in meiner Einsamkeit, als Du in Andlau warst."

„Immer diese Vorwürfe!"

„Immer? Du wirst sie nie wieder von mir hören, von Deinem eigenen Herzen vielleicht, wenn Du erkennst, was Du geopfert und was Du dafür eingetauscht."

Ehe er sie aufzuhalten vermag, ist sie schon aus dem Gemach geeilt.

— Eine Viertelstunde später geleitet er sie an den Wagen. Die Magd, schläfrig und hocherstaunt über eine Reise, die sie sich nicht zu erklären vermag, hat den Koffer Diana's den Postbedienten übergeben und steht lauschend unter der Hausthür.

Diana hat sich dicht in den schwarzen Mantel gehüllt, ein heimliches Fieber schüttelt sie. Noch blickt sie zu dem aus den Gerüststangen emporsteigenden Thurme auf.

„Es ist doch schade," sagt sie zu dem schweigsamen, in sich gekehrten, in widersprechenden Empfindungen ringenden Julian, „daß ich Dein Werk nicht vollendet sehe. Aber ich komme wohl noch einmal hierher, nach Schönburg und an den Hexenteich."

„Wirst Du mir schreiben?"

„Wenn ich aus der Mittelmäßigkeit heraus bin, im Glück oder Elend — ja."

„Möge der Genius mit Dir sein!"

„Wie mit Dir!"

Aus ihrem Auge glänzt ein Strahl — süß und entzückend wie das Leuchten des Abendsternes, als er zum erstenmal die Schöpfung begrüßte, ein ganzer Himmel von Liebe, Hingebung und Treue liegt darin, duftig vom Schleier der Scham umwoben ... nein, sie ist nicht durchaus eine verlorene Seele; wie um den Engel des Morgens, als er in den Abgrund stürzte, schimmert auch um sie noch erbleichend der Glanz von Gottes Auge.

Schluchzend liegt sie an seinem Halse...

Ein Reiter kömmt da auf den Platz gesprengt, ein Diener des Grafen, er meldet Julian, daß die Baronin

aus aller Gefahr sei, er bringt Grüße von ihr an ihn und Dianen. Hastig und kurz erwiedert sie dieselben. — „Nicht einen Schritt wirst Du thun, Julian," flüstert sie ihm noch zu, „ohne daß mein Schatten um Dich geht — nicht einen Schritt!"

„Glückliche Fahrt, Schwester!"

Er hat sie in den Wagen gehoben ... drei andere Passagiere sitzen schon im Halbschlummer darin. In das fröhliche Klingen des Posthorns ruft sie ihm noch einen Gruß für Herrn Franziscus zu — lustiger bläst der Postillon, bläst die Träume und Nebel all' in die blauduftige Ferne. Noch ein Winken mit ihrer Hand aus dem Wagenfenster, dann knallt die Peitsche, ziehen die Pferde an...

Ach, wie ist sie schon so weit die gute, die friedliche Zeit des Zusammenseins, des Strebens miteinander! In sich versunken lehnt Julian an seinem eigenen Gerüst und schaut auf die Steine, darauf sie noch eben gestanden — denkt er der Vergangenheit oder träumt er von der Zukunft? Sie aber, um ihren bittern Schmerz zu betäuben, sagt sich höhnisch und traurig zugleich: Was ist's denn so besonders? Eine Trennung mehr oder weniger — das Leben ist der Wechsel.

Zweites Buch.

I.

Um die Mittagsseite der großen norddeutschen Hauptstadt zieht sich vor ihren Thoren und ihrer grauen, hier und dort zerfallenden Mauer in vielfacher Krümmung ein langer, nicht eben breiter Kanal entlang.

Noch vor zehn Jahren war diese Stätte einsam und wüst, nur niedriges Weidengebüsch wiegte sich über dem lehmgrauen, grünumsponnenen Wasser eines schmalen Grabens; jetzt hat Alles ein freundliches, sogar vornehmes Ansehen gewonnen, hier vereinigt sich ländliche Stille und eine gewisse getragene Würde in den Parkanlagen, den stattlichen Gebäuden — umher rauscht das Treiben und die Geschäftigkeit einer heranwachsenden Weltstadt, schwer beladene Kähne fahren den Kanal hinauf und hinab, Eisenbahnen donnern über seine Brücken hin. . .

In den prächtigen Häusern an der rechten Seite des Wassers hat jeder Architekturstil seine Vertretung gefunden. Die italienische Villa mit ihrer säulengetragenen Vorhalle, mit dem dunkelgrünen Flechtwerk,

das sich die Pfeiler hinaufschlingt und im Garten die Granitschale wie ein Kranz umflicht, steht neben dem schiefergedeckten, mit Vorsprüngen und Erkern geschmückten Hause, das an Agnes Sorel's Schloß la Beauté erinnert. Dort zeigt die blauschimmernde, mächtige Kuppel über dem aus buntfarbigen glasirten Steinen aufgebauten Gebäude die Laune des Baumeisters, den Arabern nachzuahmen, daneben ragen in Pyramidenform geschnitten, sorgfältig gepflegt Epheu und Buchsbaum vor einer Rococofaçade auf. Weiterhin liegt ein weiter, trotz der vorgerückten Jahreszeit noch sammetgrüner Rasenfleck hinter bronzenem Gitter mit vergoldeten Spitzen; aus der Marmorvase in seiner Mitte steigt der Strahl eines Springbrunnens, tiefer in die Besitzung hinein sind dann Gartenanlagen, Lauben, Beete mit spätblühenden Blumen, zuletzt hohe, dichtlaubige Bäume, deren Grün nur eben erst und leise in die helleren, bunten Farben des Herbstes übergeht — in ihrem Schatten und fast von ihnen versteckt ein kleines, stilles Haus, einstöckig, mit fünf Fenstern in der Frontreihe, von einer künstlichen Alterthümlichkeit, die weißen Mauern zur Hälfte von dunklem Epheu umschlungen, die Bogenfenster des obersten Stockwerks auslaufend in die mystische Rose gothischer Münster — vor dem mittelsten ein Balkon mit steinerner, ganz mit Blumen

und Schlinggewächsen umsponnener Balustrade — über dem Ganzen ein niedriges Dach mit stahlgrauen Schieferplatten...

Die sieben Stufen, welche vom Garten zur Pforte hinaufführen, steigen eben zwei Mädchen nieder. Die eine, die größere, schlank und fein wie eine Binse, trägt ein einfaches graues Seidenkleid, bunter, strahlender erscheint die andere, aus dem rosaseidenen Hütchen, drüberhin kokett ein weißer, kostbarer Schleier flattert, schaut ein breites, lächelndes Gesicht ... sie durchschreiten den Garten, sie öffnen das Gitterthor und sind nun am Strand des Wassers. Eine Holzbrücke leitet zum jenseitigen Ufer, das in ganzer Länge eine Allee umschlingt, über den Fahrweg hinaus irrt der Blick über ein weites Feld, das im Vordergrund noch mit Gebäuden bedeckt, von kleinen Gärtchen durchschnitten ist, dann öder und leerer wird, noch eine Windmühle schon in der Ferne trägt und bei den Vorläufern einer Fichtenwaldung endet, die dunkelschwarz wie ein breites Trauerband den Horizont in dieser Richtung abschließt.

Es will Abend werden ... auf das Geländer der Brücke gestützt sehen die Mädchen eine Weile dem Farbenspiel der Wolken und der hinter Bäumen und Landhäusern untergehenden Sonne zu ... die kleinere ungeduldig, gelangweilt, daß die Gefährtin zögert. Kaum

hört man von fern herüber das Rollen eines Wagens auf der Fahrstraße — drüben unter den Weiden gaukelt spielend ein leichtes Boot auf dem Wasser dahin, gerade in das blendende Sonnenroth hinein. Dieser Landschaft fehlt jeder romantische Reiz: der Zauber des Gebirges — die Ebene ist flach und kahl, das Wasser bläulich, langsam wallend, nicht einmal eine malerische Baumgruppe entdeckt das suchende Auge, allein eins besitzt sie doch, Feinheit und Zartheit in ihren Umrissen, einen weichen Duft, den heute noch die goldrosigen, weißblauen Wolken, die wie Florschleier um die Spitzen und Zacken der Bäume zu schweben scheinen, und ihr Widerspiel in den Fluthen verstärken. In solchem Anblick wird die Seele still, sie taucht unter in den Frieden des Abends, in das leisathmende, schweigende Dasein der Natur. Und je länger und tiefer sich der Blick in die Anschauung versenkt, desto deutlicher und schöner treten einzelne Punkte der Gegend hervor — dort hinter den sanft im Abendwind sich wiegenden Gebüschen ein unscheinbares Häuschen, braungrüne Moosflechten auf seinem halb eingesunkenen Ziegeldach — auf jener Erhöhung des Bodens, die noch üppiges Gras bedeckt, ein letzter flammender Kuß der Sonne, den die rothen Mauern jenes Gebäudes zurückwerfen und der die vier schlanken, dünnen Thürme dieser Villa vergoldet — jetzt zieht eine gewaltige, dicht

zusammengeballte Wolke — ein Gemisch von grauen, schwarzen, mattblauen Farbentönen — an den äußersten Rändern purpurumsäumt über die Haide herauf und wirft ihren breiten Schatten vor sich hin...

Die Mädchen sind über die Brücke und wandeln unter den Bäumen, in dem Gange der einen wird eine gewisse Unsicherheit im Auftreten sichtbar — es ist Diana Felsberg.

Mehr als zwei Monate sind seit jener schrecklichen Dämmerungsstunde verflossen, als sie von dem gelben Häuschen schied, ihren Bruder verließ und wie die Verschollenheit, die sie sich so glücklich geträumt, auch ihre ehrgeizigen, hochfahrenden Pläne aufgab. Nun ist sie eine arme Musiklehrerin, allein, unbekannt in der Hauptstadt, hier und dort in Familien aufgenommen und gern gesehen, vor dem Mangel wenigstens eine Zeitlang geschützt — ein klägliches Loos, wenn sie es in ihren Gedanken mit dem Leben einer Gräfin Schönburg vergleicht, mit einer Hoffnung, die ihr noch vor kurzem der Erfüllung so nahe geschienen. Aber sie war doch frei, auf ihrem eigenen, selbstgewählten Pfade, mit jener unerschütterlichen Festigkeit, in der sie zu Waldheim gesagt: „Auch ich hab' meinen Stern!“ Und wenn sie bedachte, wie schwer, mühsam und gefahrvoll ein erster Schritt zur Eroberung der Welt, zu einem großen

Ruhme selbst den erlauchtesten Geistern wurde, so durfte sie nicht eben über den Beginn ihrer Laufbahn klagen. Wo immer begabte Musiker und Kenner ihr Spiel gehört, alle hatten dieselbe Bewunderung wie Bellori darüber ausgesprochen: ihr Spiel sei wie der Gesang der Geister, das Wallen und Rauschen elementarer Kräfte voll tiefster Schwermuth und hinreißender Leidenschaft — und Niemand seine Ausstellung getheilt: sie spiele wie ein Seraph vor Gottes Thron und doch sei ihre Seele nicht dabei. Einstimmig versicherte man, daß sie in den Conzerten des Winters als die erste Künstlerin hervorragen und alle Hörer entzücken werde. Bei solchen Worten pochte ihr stolzes Herz, ihr blasses Gesicht erglühte ein wenig, sie senkte ihre weiche, lange Wimper mit unbeschreiblich rührendem und doch natürlichen Ausdruck über das Auge und gewann durch ihre bescheidene Verschämtheit fast noch mehr Anhänger als durch ihre Kunst.

Wie im Großen, so war es ihr auch im Kleinen geschehen. Ueberall hatte sie das Glück begleitet, nicht ein unerwartetes, uns mächtig über beschränkte Verhältnisse und gleichsam über uns selbst emporhebendes Glück, sondern jene kleine Gunst des Zufalls, die, wenn sie sich öfters wiederholt, am schnellsten und leichtesten uns in Behaglichkeit und zufriedene Stimmung wiegt.

Schon am Abend ihres Eintreffens in der Stadt hatte sie dicht am Bahnhofe ihren ältesten und, wie sie denn freigebig mit diesen Ausdrücken war, jetzt „einzigen" Freund gefunden, ihren ehemaligen französischen Sprachlehrer. Dessen Liebling war sie immer gewesen und der schon alternde, fünzigjährige Mann, von dem unerwarteten Wiedersehen seiner Schülerin und noch viel mehr von ihrem Schicksal, ihren Entwürfen gerührt und ergriffen, that fortan Alles, ihr „den Weg der Gloire" — denn mit dem deutschen Worte Ruhm konnte er sich nicht einverstanden erklären — zu ebenen. Ein kleines Vermögen, das er geerbt, hatte ihm erlaubt, seinen bescheidenen Wünschen nach ländlicher Zurückgezogenheit, wenn auch nicht „im schönen Frankreich," doch im Lande, das ihn gastfreundlich aufgenommen, zu genügen. Und da ihm gegenüber gerade „einige freundliche Zimmer mit Gartenpromenade und einer Laube" frei geworden, miethete er sie für Diana ... Es war in dem Hause, aus dem vor wenigen Minuten die beiden Mädchen getreten.

Das Erkerhaus, wie es wegen seines alterthümlichen, längst abgebrochenen und durch den Balkon ersetzten Erkers noch in der Umgegend hieß, hatte vor nunmehr zwanzig Jahren, auf dem damals durchaus öden und wüsten Felde, Herr Anton Eppstein, ein reicher Kauf-

mann, aufgebaut. Seine Lebtage war Anton Eppstein ein ausgezeichneter Rechner, ein scharfsinniger „Speculant,“ ein trefflicher Mann und daneben, alle Sonntage, ein wunderlicher Kauz gewesen. Jahrelang hatte er an diesem „freien“ Tage den Plan eines Landhauses bei sich ausgedacht, ihn reifen lassen und baute dann, um dem Begriff „Landhaus“ ganz nahe zu kommen, an der einsamsten Stelle des großen Parks vor den Thoren der Hauptstadt, unweit des leidlich schmutzigen und zur Zeit durch dort vorgekommene Selbstmorde berüchtigten Grabens, seine „Villa“. Nach seiner Sonntagsanschauung war dieser Punkt „höchst romantisch“ und als in der Folge der Jahre dieser poetische Schimmer des Abenteuerlichen und der Einsamkeit sich allmählig verlor, andere Häuser neben dem seinen aufwuchsen und die Cultur, wie er Goethe nachsprach, auch diese Gegend beleckte, ward ihm das Erkerhaus unleidlich; er besuchte es kaum und bemerkte noch weniger die Verbesserungen und Verschönerungen, die seine ehrgeizige Frau im Garten und in der Einrichtung der Zimmer unternahm, um doch nicht gar zu weit hinter den Villen ihrer Freundinnen mit ihrem Landsitz zurückzustehen. Nach Herrn Anton Eppstein's im Februar dieses Jahres erfolgten Tode gab die Familie das „Erkerhaus“ auf, überließ das Erdgeschoß einem alten treuen Diener und gestattete

die Vermiethung der kostbarer eingerichteten obern Etage „an anständige, stille und kinderlose“ Miether. Dort wohnten seit dem April Monsieur André Crozat, „professeur“ nach seiner Visitenkarte und dem Porzellanschild an seiner Zimmerthür, und ihm gegenüber jetzt „auf seine Empfehlung“ Fräulein Diana Felsberg, Klavierlehrerin.

Das ist ein durchaus künstlerisches Haus, zumal da auch der Adoptivsohn des unten wohnenden „Vicewirth's“ dem begeisterten Lobe seiner Aeltern nach ein außerordentliches Talent für die edle Zeichenkunst besitzt und als dritter Zeichner in einer großen Maschinenfabrik arbeitet; da liegt es still, abgeschlossen hinter dem Schatten seiner alten Kastanien- und Lindenbäume, vorn durch sein Gitter, hinten durch eine niedrige weiße Mauer, die Herr Anton Eppstein noch „der Romantik und der Spitzbuben“ wegen mit kleinen eisernen Spitzen versehen und mit Glasscherben bestreuen ließ, vor der Außenwelt geschützt, für sich da, wie eine glückselige, verschollene Insel.

Eine kurze Zeit dauerte wirklich diese Verschollenheit, nur unterbrochen durch die Töne von Diana's Klavier, von Victor Hugo's „grandiosen“ Alexandrinern, die der Professor unermüdlich sich selbst mit pfeifender Stimme vorlas, zuweilen, in Mondscheinabenden, durch Bellori's

Geigenspiel, wenn er zu einem seltenen Besuch hinausgekommen.

Eines Morgens sang aber in diese Stille eine „ungebildete" Stimme, wie Diana gleich erkannte, ein leichtsinniges, tolles Liebeslied hinein. Herr Crozat, der in solchen Dingen von einer bewunderungswürdigen Gründlichkeit war, behauptete später, es sei gerade am 13. August um 9 Uhr 25 Minuten gewesen, und er erfuhr im Laufe des Tages von der „Frau Vicewirthin," ehemaligem Kammermädchen bei „Madame Eppstein," unter dem Siegel unverbrüchlicher Verschwiegenheit, daß eine „entfernte Verwandte" ihrer Herrin aus der Provinz vorgestern angekommen sei, um in der Hauptstadt die Kunst des Putzmachens zu lernen, denn Frau Bergen war durch ihren Sohn und noch mehr durch ihre Miether gewöhnt, Alles „vom künstlerischen Standpunkt" zu betrachten. Jedem Andern, als dem gründlichen Crozat würde diese Auskunft genügt haben, er aber forschte weiter; „ich war," gestand er Diana, „in einer unbeschreiblichen Unruhe, wie sie große Genies vor der Lösung eines philosophischen Problems zu ergreifen pflegt." Frau Bergen war nicht gerüstet, solchem Angriffe zu widerstehen, ihr Herz öffnete sich: Herr Arthur Eppstein, das Haupt des Geschäfts, habe selbst seine junge Cousine nach dem Erkerhause gebracht, da

sie eben noch zu wenig gebildet sei, um in der Familie erscheinen zu können, vielleicht überhaupt nicht in die vornehmen Kreise passe.

Was nun das Aeußere des Fräuleins betraf, die bald nachher in das Gemach trat, so wußte sich der Professor aus ihm diese Ausschließung nicht zu erklären. Der Duft der ersten jugendlichen Frische schwebte nicht mehr um Fräulein Clotilde Walther und einem strengeren und reineren Schönheitssinne, als ihn Herr Crozat, was leider bekannt werden muß, besaß, würde sogar in dem sonst leuchtenden Antlitz des Mädchens ein unedler Schatten, ein stark hervortretender sinnlicher Zug um den vollen Mund, die breite, unschöne Nase aufgefallen sein, aber der erste Eindruck, der von diesen beweglichen, klugen Augen, diesem üppigen, blonden Haar, den lächelnden, kußgeborenen Lippen und dem unruhigen Wallen des Busens ausströmte, hatte einen berauschenden Reiz. Zwar wohnte der Professor schon fünfundzwanzig Jahre in der Hauptstadt, hatte es aber doch nicht weder zum Sprechen noch zum Verständniß des Dialekts gebracht, der in ihren Straßen für das reinste Deutsch ausgegeben wird, und bemerkte so auch nicht, daß Fräulein Clotilde Walther für „eine kleine, allerliebste Provinzialin" sich in dieser reinsten Sprache mit einer merkwürdigen Gewandtheit ausdrückte und trotz aller

Anstrengungen, aus ihr herauszukommen, immer wieder darin zurückfiel. Die Aufmerksamkeit, die sie indeß dem Professor bewies, das liebenswürdige Schweigen, in dem sie seinen Schilderungen der Stadt und den Vergleichungen mit Paris zuhorchte, die sichtliche Bewunderung, die sie ihm widmete, eroberten ihr wie im Sturm das leicht entzündliche, französische Herz des bonhomme André Crozat.

Ach, armer Crozat, wie recht hatte dein Voltaire mit seiner Verachtung dieser besten Welt und ihrer gebrechlichen Einrichtung! Diese Aufmerksamkeit, diese kleinen, fast zärtlichen Freundlichkeiten, die Dich Deine vierundfünfzig Jahre durch drei dividiren ließen und Dich an die schönsten Verse Racine's erinnerten, Du verdanktest sie nicht dem Zauber deiner Persönlichkeit, nicht einmal deinen tadellos reinen Manschetten oder den blankgeputzten, vergoldeten Knöpfen deines blauen Fracks — Du verdanktest sie den französischen und italienischen Lauten, die Du aus alter Angewöhnung in Deine kunstvoll gegliederten deutschen Sätze einschobst. Denn mit jener, allen beschränkteren und doch bildungsfähigen Köpfen eigenen Selbsttäuschung glaubte Clotilde sich über sich selbst zu erheben, sobald sie Thee und Butterbrod „auf französisch“ oder gar „auf italienisch“ forderte. Dies war ihr der Gipfel der Bildung

und auf ihm erschien ihr Herr Crozat wie in einer Glorie.

Natürlich hatte der höfliche Mann nichts Eiligeres zu thun, als die Bekanntschaft der beiden jungen Mädchen, die ja beide „Künstlerinnen“ wären, zu vermitteln. Mit ihrem feinen ungläubigen Lächeln vernahm Diana den Bericht des guten Crozat, der diesen ganzen Tag „vive la jeunesse!“ und „et bonhomme rit encore!“ sang; betrachtete mit demselben liebenswürdigen Spott um die Lippen das junge Fräulein aus der Provinz und reichte ihr trotzdem mit freundlicher Anmuth die Hand. Diese Hand war die feinste, edelste, zarteste, die Clotilde noch je in der ihrigen gehalten — diese Hand bezeichnete für sie am deutlichsten, wie viel Stufen höher an Geburt, Bildung und Herzensadel Diana über ihr stand; denn auch ihre eigene Hand war schön, weich und berühmt, so weit sie gekommen, aber mit heimlichem Neide mußte sie es sich gestehen, daß sie mit der Diana's nicht zu vergleichen sei.

Allmählig traten sich die Mädchen näher; sie brauchten einander, sie nannten sich Freundinnen, obgleich dies zärtlichste und empfindlichste aller Gefühle sich kaum in ihren kalten und selbstsüchtigen Herzen entwickeln konnte.

Clotilde benutzte Diana's Gesellschaft, sich den Schein

der Bildung zu erwerben; einige Worte über „ihren Lieblingsdichter Schiller“ oder besser ihren einzigen zu erhaschen, da sie nur noch einige Strophen von Heine und Lieder von unbekannten Autoren kannte, die Kirchenlieder aber und Gellert's Fabeln, mit denen man ihre Jugend verbittert, glücklicher Weise vergessen hatte; und so ihrem Vorbilde nacheifernd eine große Dame zu werden. Von solch' kleinlichen Beweggründen und Erwartungen war nun freilich Diana's Seele frei. Ihr gefiel die ungezwungene Natürlichkeit Clotildens, der Gegensatz ihres eigenen Wesens. In der Dämmerung, wenn sie heimgekehrt von ihren angreifenden Unterrichtsstunden am Fenster oder in der Geisblattlaube saß, hatte sie das Bedürfniß nach einer freieren und leichtern Unterhaltung, als Herr Crozat mit all' seinen Kraftstellen aus Corneille und Victor Hugo ihr gewähren konnte, nach jenem gefälligen Geschwätz, wie es rosig, frisch, gaukelnd und immer gleich nichtsbedeutend von Clotildens Lippen klang.

Ob sie über die augenblickliche Befriedigung, die ihr dieser Verkehr gewährte, hinausdachte und sich in Clotilde ein gelehriges Werkzeug größerer Pläne zu erziehen hoffte, wer hatte das deutlich in dem dunklen Grund ihrer Seele gelesen?

So leicht wie Crozat wurde ihre angeborene Schlan-

genklugheit nicht mit dem Märchen „von einer armen Verwandten“ getäuscht, allein sie war viel zu vorsichtig, eine unzeitige Neugier nach den Geheimnissen ihrer Freundin zu verrathen und überhaupt keine Liebhaberin von vergangenen Geschichten. „Es wird viel Schmutz und wenig Feuer darin sein,“ sagte sie sich mit einer Erinnerung aus Goethe. Die Gegenwart Clotildens, das entdeckte sie gleich, füllte ein Liebesverhältniß mit dem jungen Arthur Eppstein aus, der mit großer Zartheit nicht öfter im Erkerhause erschien, als man eben „bei einer armen Verwandten aus der Provinz“ einspricht. Am Nachmittage verließ Clotilde gewöhnlich das Haus und lernte in der Stadt „Putzmachen;“ nicht allzu frühzeitig kehrte sie heim, aber die Wege waren so weit, ein und ein anderes Mal war „der Cousin“ so freundlich gewesen, ihr ein Theaterbillet zu schenken oder eine Landparthie mit ihr zu unternehmen, bei der man, unglücklich genug! die Eisenbahn verfehlt und in einem Dorfe habe übernachten müssen. Die Freundlichkeit „des Cousins“ und der ganzen Familie Eppstein bewies sich außerdem noch in kostbaren Kleidern, Spitzen und Schmucksachen, mit denen sie Clotilde überhäuften, Alles, wie Frau Bergen versicherte, um „ihre Verwandte“ glanzvoll in die Gesellschaft einzuführen.

Neben diesem hochrauschenden Lebensstrom floß der

Diana's still dahin — in Stundengeben, in fortwährenden, unermüdlichen Uebungen, in Grübeleien, worin sie sich nun einmal gern versenkte. Aber keine Anstrengung, keine noch so trübe Betrachtung ermattete sie auf die Dauer, immer war ihr Geist wieder flugbereit, mit weitgeöffneten Schwingen, sie hatte stählerne Nerven und ein ehernes Herz.

Einsam waren die Mädchen den Baumgang hinaufgeschritten; öder ward ihnen zur linken Hand das Feld. Sonst pflegte sich Herr André Crozat diese Abendspaziergänge nicht entgehen zu lassen, um seine ritterlichen Tugenden im hellsten Lichte zu zeigen und mit Clotilden einige französische Redensarten über die großen Fragen: „Wie geht es Ihnen? Wie befinden Sie sich? Was werden wir thun?" oder avoir und être einzuüben. Heute aber fesselte ihn eine böse Erkältung an sein Zimmer und die beiden Mädchen conjugirten daher kein Hülfszeitwort, sondern beschäftigten sich mit der Wandelung und dem Begriff des Wortes aller Wörter.

„Sagen Sie mir, Fräulein Diana," fragte eben die lebhafte und in ihrer Weise geistreiche Clotilde, „was halten Sie von der Liebe? Wissen Sie, von einer innigsten, hingebendsten Liebe —."

„Aber zu wem denn, Clotilde?"

„Oh, natürlich zu einem Manne, der sie nicht verdient, der im Grunde abscheulich ist. Ich sah gestern mit meinem Vetter ein Trauerspiel: Der Mohr von Venedig . . .“

„Und Sie dachten doch nicht daran, daß Sie oder ich je Desdemona spielen könnten? Das ist unübertrefflich als Kunstwerk, als Phantasie — anbetungswürdig, wie eine Ouverture von Gluck, wie jene schönen Götterbilder, die wir neulich zusammen im Museum bewunderten, aber, Liebchen, das Leben, das wir nun einmal leben, das ist so anders — so ganz anders! Da würde ich Desdemona für eine viel größere Närrin als Othello halten.“

„Auch wenn Sie selbst solchen Mann liebten?“

„Ist,“ entgegnete Diana mit ihrem feinsten Lächeln, „Herr Arthur Eppstein ein solcher Barbar?“

„Oh!“ antwortete Clotilde, wie tief verletzt, daß die Freundin ihr eine leidenschaftliche Neigung für „den Cousin“ zutraue.

„Ich fürchte,“ fuhr indeß Diana fort, „in diesem Punkte denken wir zu verschieden, als daß die eine das dunkle Gefühl der andern aufzuklären vermöchte. Ich bin die schlechteste Richterin über die Liebe, Clotilde. Ich — ich liebe keinen Mann und werde auch keinen lieben“ — und da über Clotildens Gesicht ein Lächeln

zitterte, als bezweifle sie den Entschluß der Freundin, richtete Diana einen ihrer zugleich mächtigen und strafenden Blicke auf sie — „Niemals! Mein Herz ist zu stolz dafür. Das ist ja Alles eitel Thorheit und Rausch, die ihr Liebe und Treue nennt — die man genießt, wie den Wein und den Duft der Blumen auch, und ebenso schnell vergißt, nichts mehr! Wer wollte in solchem Spiele sich hingeben, sich opfern? Heute brichst Du diese Blume, morgen jene — das ist ein lustiges Tändeln für einen Tag; ist die Liebe denn mehr? Nur die Einfältigen und Häßlichen reden von Treue.“

Sie gehörte in diesem Augenblick nicht zu den einen noch den andern und nach kurzem Schweigen des Erstaunens über die Erregtheit der sonst so verschlossenen Freundin rief darum Clotilde: „Wie so wahr reden Sie, Fräulein Diana, so schön! Leider nehmen die bösen Männer dies Vorrecht für sich allein in Anspruch und schelten uns treulos, wo nur sie selbst es sind. Ich könnte Ihnen davon ein trauriges Lied singen.“

So war sie nun in die Beichtstimmung gerathen und nahe daran, den Jahrmarkt ihres Lebens vor Diana aufzubauen, wäre diese nicht rasch eingefallen: „Lassen Sie doch die alten Geschichten, Clotilde! Was wollen wir uns damit den Abend verdüstern? Oder glauben

Sie, nur Sie allein hätten erfahren, daß wir alle Närrinnen des Schicksals sind?"

„Gewiß nicht; aber keine litt so viel wie ich," entgegnete Clotilde, mit dem Selbstbewußtsein des Unglücks und dem Stolz verfolgter Tugend, „ich habe mit dem Leben abgeschlossen."

Da lenkte, zum Glück für Diana, das Geräusch eilender Schritte hinter ihnen Clotildens Aufmerksamkeit auf sich, sie verstummte, sie blickte mit einer leichten Wendung des Hauptes sich um und zog dann hastig, um ein leises, auf ihre Wangen steigendes Erröthen zu verbergen, den Schleier über den Hut herab . . .

Der junge Mann, der sich indeß den beiden Mädchen genähert, war eben „der Cousin," Herr Arthur Eppstein.

Während des gegenseitigen Grußes, der von Arthur in einer, für den Besitzer „einer Million" merkwürdigen Befangenheit gestammelt wurde, während darauf Clotilde in ihrer sicheren Weise „den Cousin" der Freundin vorstellte, hatte Diana's Auge Zeit, langsam, verstohlen über ihn hinzuirren. Es gab weder in Arthur's Gestalt noch Gesicht etwas, das sie verletzte, doch auch des Anziehenden nicht viel. Ihr war er „zu schön". Sein schwarzes, gelocktes Haar, diese sanft geschwungenen, wie seine Mutter sie nannte, wehmüthigen Augenbrauen, hier und dort ein leiser Zug in seinem

Antlitz bewahrten einen letzten orientalischen Hauch, an den Herr Arthur Eppstein zu seinem höchsten Verdruß sich täglich von seinem Spiegel erinnern lassen mußte. Völlig unbegreiflich war für ihn dieser „Anhauch jüdischer Abkunft,“ da schon sein Großvater das Christenthum angenommen und eine echte, blondhaarige Deutsche geheirathet hatte und die leiseste Erwähnung an die „langweiligen“ Geschichten seines Geschlechts konnte den jungen, klassisch gebildeten Mann erzürnen, so weit seine sanftmüthige Seele des Zornes fähig war. Die orientalische Literatur von Hiob bis zu Mirza-Schaffy fand in seiner reichen Bibliothek keine Vertretung, nur „um sie auf anständige Weise los zu werden,“ hatte er zwei kostbare Gemälde holländischer Meister: in Thorarollen lesende Rabbiner, die sein Vater in seiner „Sonntagsstimmung“ gekauft, der königlichen Bildergallerie geschenkt. Diesen Haß abgerechnet, bekannte sich Arthur Eppstein zu der Mitleidslehre Schopenhauer's und achtete in jeder Creatur „den göttlichen Odem“; er besaß ein lebhaftes Gefühl für alles Schöne und es darf nicht verschwiegen werden, daß seine getreusten Freunde ihn im Verdacht hatten — an einem Trauerspiel zu dichten. Vielleicht aber hatte ihm bisher zur Vollendung dieses Werkes weniger der Wille, als die Muse gefehlt . . . Sollte ihm heute die Gunst des Zufalls dies längst

gesuchte Ideal zeigen, wenn auch nur in der nicht eben strahlenden Erscheinung Diana's?

Eine Strecke gingen die drei neben einander den Kanal entlang bis zu den Schleusenwerken. Allmählig überwand Herr Arthur Eppstein seine erste Verlegenheit und die Mädchen erfuhren, daß er im Erkerhause vorgesprochen, seine Cousine nicht getroffen und gewagt habe, den Damen nachzugehen. Mit diesem Bekenntniß aber endete auch seine Entschlossenheit und Beredsamkeit; es war offenbar, daß ihn Diana, die nach Clotildens Versicherung „so göttlich schön“ Klavier spiele, einschüchtere und daß er doch wiederum darauf sinne, ihr eine Huldigung zu sagen.

So erschrack er denn ein wenig, als ihn Diana zuerst anredete: „Wie freut es mich, Sie einmal persönlich zu sehen, Herr Arthur Eppstein. Längst wäre es schon mein Pflicht gewesen, Ihrer Frau Mutter für die Freundlichkeit zu danken, mit der sie mir ihre geschmackvolle Einrichtung in den Zimmern gelassen hat, die ich jetzt im Erkerhause bewohne, aber Ihre Cousine wird Ihnen gesagt haben, wie beschäftigt ich bin, wie abhängig meine Zeit von den Launen Anderer ist.“

„Das Erkerhaus gefällt Ihnen, gnädiges Fräulein! Ich war immer der Meinung meines seligen Vaters, daß es eine romantische Lage habe ... daß mein Vater

noch lebte; er würde sich glücklich schätzen, eine Künstlerin, wie Sie, unter seinem Dache zu wissen."

Ihren lieblichsten Blick schenkte ihm Diana: „Ihr Vater liebte die Kunst? Und Sie auch?"

„Leidenschaftlich."

„Wie so selten ist jetzt diese reine Begeisterung geworden! Ich habe oft daran gedacht, ob es nicht in diesen Tagen voll politischer Kämpfe, Handelsunternehmungen und Eisenbahnen, vor der hereinbrechenden Barbarei das Beste wäre, daß alle rechten Jünger und Verehrer der Kunst zu einem Geheimbund zusammenträten, in ihm das heilige Feuer der Schönheit nährten, in der götterlos gewordenen Welt einen Tempel aufbauten und auch eine freie Gemeinde bildeten, eine Ritterschaft des Ideals."

Nie hatte Arthur Eppstein solche Worte aus dem Munde eines Mädchens gehört, sie klangen ihm wie die Glocken, die das Pfingstfest einläuten; hoch „über's Menschliche," eine „Jungfrau von Orleans," wuchs Diana vor ihm auf und feierlich erhob er schon seine Hand zum Eidschwur. Aus dieser Herzenserhebung riß ihn die Bemerkung Clotildens: wenn mit Diana's vorgeschlagener Verbrüderung wie bei den Freimaurern Abendgesellschaften und andere Festlichkeiten verbunden wären, würde es ihr nicht an Theilnehmern fehlen, und

stürzte ihn wieder in die Alltäglichkeit zurück. Er fing an, sich seiner „Cousine“ zu schämen und sich ganz im Stillen einer unwürdigen Neigung anzuklagen. Harmloser nahm Diana die Ansicht der Freundin auf und sprach zuletzt sogar ihren Dank aus, daß Herr Arthur Eppstein diese heitere und liebenswürdige Verwandte zu ihr in die Einsamkeit des Erkerhauses gebracht habe. Wie verzaubert und gefesselt fühlte sich Arthur's Zunge; mit allen Schmeicheleien, die er „der großen Künstlerin“ sagen wollte, trieben neidische Götter ein boshaftes Spiel, er wollte huldigen und ihm wurde gehuldigt; „ihm war zu Muthe,“ sagte er später einem Freunde, „wie einem, der von Veilchen und Rosen erstickt wird.“ Er versuchte sich stammelnd in einigen abgebrochenen Sätzen und gelangte endlich in einem schwungvollen Uebergange zu dem würdigen — „Vicewirth“ Bergen. Ueber ihn und seine Gattin ging die Unterhaltung eine Weile hin und her, Clotilde glänzte in der drolligen Nachahmung beider, über die „der Cousin“ trotz seiner innerlichen Verzweiflung lachen mußte.

Sie waren nun wieder auf dem Heimwege; der Mond, über die Fichten heraufgestiegen, umwob mit seinem bläulichen Silberduft das Erkerhaus vor ihnen ... Beiläufig fragte da Diana nach dem Adoptivsohn der Bergen's; im Anfang ihrer Bekanntschaft mit ihnen

sei Berthold das dritte Wort in jeder Rede der Alten gewesen, so daß sie selbst neugierig geworden, ihn kennen zu lernen, jetzt bewahre man ein tiefes Schweigen über ihn.

Keinen glücklicheren Augenblick hatte es an diesem Abend für Arthur Eppstein noch gegeben; er vermochte die beste Auskunft über den jungen Berthold Bergen, oder wie er sich nennen ließ, Berthold Hart zu ertheilen.

Hätte Clotildens Antlitz nicht schützend der Schleier bedeckt, wäre das Mondlicht heller auf sie gefallen, so würde Diana's scharfes Auge eine merkwürdige Verwandlung in ihren Zügen bei dem Namen Berthold Hart wahrgenommen haben — eine Verwandlung, als ob rothe Rosen plötzlich zu Eisblumen erstarrten. Trotzig aber biß sie die Lippen zusammen, um ihr Gefühl durch keinen Laut zu verrathen und hörte scheinbar aufmerksam Arthur's Erzählung zu.

„Berthold Hart," sagte er, „ist ein Waisenkind, das die Bergen's, da ihnen ihr einziger Sohn gestorben, aus Barmherzigkeit zu sich nahmen. Eine Zeit lang war er mein Spielgenosse; als wir aber heranwuchsen, nahm der Streit zwischen uns kein Ende, immer war Berthold heftig, eigensüchtig und rechthaberisch. Dabei entwickelten sich früh in ihm, wie mein Vater versicherte, ein außer-

ordentlicher Verstand, bedeutende Anlagen, nur raubten ihm die Fehler seines Charakters eben so schnell die Achtung und Freundschaft wieder, als sie ihm seine Kenntnisse und Fähigkeiten erwarben. So hat er auch jetzt eine vortheilhafte Stellung in einer großen Fabrik wegen eines Streits mit seinem Principal aufgeben müssen, das Anerbieten, das ich ihm machte, in die meinige einzutreten, hochmüthig zurückgewiesen und ist darüber auch mit seinen Aeltern zerfallen. Ich glaube, er und sein Freund, Bruno Galor, der ihn zu allem Bösen verleitet, beide wandeln den Weg des Elends hinab."

„Du aber wirst ihn nicht untergehen lassen, Arthur," brach Clotilde in schöner Aufwallung aus . . .

„Was soll ich mit einem Manne thun, der die freundlich dargebotene Hand eines Jugendfreundes von sich stößt?"

„Vielleicht bist Du zu stolz, zu hart zu ihm gewesen."

„Ich — hart?" Dieser Vorwurf war für Arthur Eppstein, dessen anerkannte „Philosophie des Mitleids" ihm vor drei Wochen das Ehrenamt des Vorsitzenden in einem Antithierquäler=Verein verschafft, unerträglich und er schüttelte zornig seine duftenden schwarzen Locken: „Nicht ich, er ist der Hartnäckige, er glaubt, was ihm

Galor gesagt, einem Mann wie ihm könne es nicht fehlen."

„Solchen Charakter," sagte Diana kühl, „muß man seine eigene Bahn gehen lassen; unsere Hülfe ist nur ein Hinderniß für ihn. Ob er zum Ziel kömmt, ob er vor ihm stürzt, was kümmert es uns? So rollt das Rad der Welt. Welch' vergeblicher Versuch, alle Wünsche unter der Sonne erfüllen, alle Thränen trocknen zu wollen! Haben wir nicht übergenug mit unserm Geschick, unserm Herzen zu thun? Aber ich sag's noch einmal, ich möchte ihn kennen lernen, ich habe eine Neigung für das Eckige, für die trotzigen Naturen."

„Ach!" rief Clotilde sich vergessend, „geben Sie diesen Wunsch auf; er ist gefährlich."

„Kennst Du denn Berthold?" fragte Arthur die jetzt über ihre Unbesonnenheit erschreckende „Cousine".

„Nein" . . .

Aber dies „Nein" hatte solch' zitternden Klang, daß selbst der immer vertrauende Arthur ein „Ja" hätte heraushören müssen . . .

Da verstand Diana den bittenden, hülfeflehenden Augenwink Clotildens:

„Nicht doch; Fräulein Clotilde kennt Herrn Berthold so wenig wie ich; wir sprachen nur, ehe Sie uns begegneten, von leidenschaftlichen Männern, von Othello —

und da ist es nach Ihrer lebhaften Schilderung natürlich, daß ihr die alte Furcht und die alten Gedanken wiederkommen — Sie reden so eindringlich, Herr Eppstein . . ."

In seiner Bescheidenheit war Arthur Eppstein wieder auf's Höchste über den Eindruck, den er machte, überrascht — er hielt sich jetzt zu einer „bedeutenden, tiefsinnigen" Aeußerung verpflichtet und fand, daß Alles in Allem betrachtet, in der Liebe die Zärtlichkeit der Leidenschaft vorzuziehen sei. Ihre eigene Ansicht habe er da ausgesprochen, entgegnetete Diana; die Liebe sei im Grunde nichts Dauerndes, sondern nur ein Uebergang zur Freundschaft oder ein jäher Absturz in Gleichgültigkeit, Ueberdruß und Verachtung; zu der einen führe gleichsam auf einer Blumenbrücke die Zärtlichkeit, in den andern triebe der wilde Sturm der Leidenschaft.

Clotildens feuriges Herz aber entschied sich für den Sturm.

„Nein," sagte sie, „kein Schmachten, kein langsames Verbrennen der Fackel, ein rasches Werben, ein rasches Erobern! Ich möchte am liebsten, der Mann, den ich liebte, faßte mich im Vorübergehen an einer Kirche bei der Hand und führte mich so vor den Altar — und dann in's Weite!"

Damit standen sie vor der Thür des Erkerhauses; trotz der Aufforderung seiner „Cousine," einzutreten, hielt es Arthur Eppstein, da er in Diana's Augen keine Billigung seines Bleibens las, für ritterlicher, Abschied zu nehmen — er ging, „wie Ritter Toggenburg," sagte er still zu sich selbst.

II.

Wildes Leben, wilde Freude!

Wie das wogte und rauschte, strahlte und lächelte! Wie in dem Glanze von tausend Gasflammen die blühenden, glühenden Mädchengesichter doppelt schön und verführerisch erschienen — wie die Blumenkränze und Weinrebengeflechte in braunen Haaren, auf dunklen oder goldenen Locken zitterten — wie durch dies Meer von Duft und Licht die Klänge berauschendster Musik flutheten, gleich rothdunklen Abendwolken, die vom Sonnenrauch umwallt durch die Bläue des Himmels ziehen...

Und noch einmal so wild, ihr Musiker dort auf der Estrade, die Geigen gestrichen, die Pauken geschlagen — Trompetengeschmetter dazwischen ... noch einmal so bacchantisch im Tanz euch geschwungen, ihr Mädchen in weißen, blauen, rosarothen Florgewändern ... noch einmal so trunken die Gläser geleert, ihr Männer, und die letzten Reste des Weins über die Tafel hingegossen

und die Gläser zu einem großen Scherbenberg zerschlagen: es lebe die Freude, es lebe diese beste Welt!

Horch — ein Trommelwirbel, ein lang gezogener Posaunenton ... ein einziger tiefer Athemzug scheint durch den weiten Saal zu wehen, die Musik schweigt, der Tanz steht — und dann wieder ein tolles, trunkenes Jubelgeschrei, daß die Gasflammen um den Springbrunnen in der Mitte des Saals, über ihren buntfarbigen, gläsernen Blumenkelchen, aus denen sie emporsteigen, zitternd hüpfen, hier und dort aus lose geschlungenem Kranze eine Rose fällt, ein Veilchen und im Augenblick zertreten ist ...

Wilde Freude, wildes Leben!

So recht, lächle, meine liebliche, braunlockige Kleine dort — Trödel ist Alles, dieser betäubende Genuß aber, der dich dir selbst, deinem Elend und vielleicht deinen noch elenderen Gedanken und Sorgen entreißt, hat doch etwas Greifbares, Einzuathmendes, einen sinnlichen Zauber, ist doch über den Abgrund von Vergangenheit und Zukunft als die hochschwebende, himmlische Paradiesesbrücke geschlagen. Rührt die Trommeln, hinüber, mein Kind, hinüber! Was kümmern dich die Blumen, die bei dem hastigen Gange dir aus den Haaren fallen? Laß sie freiflattern, deine Locken, im Sturmwind der Klänge, im Taumel des Tanzes! Du schwankst noch, du scheinst

noch zu fragen: wenn diese Brücke aber bricht? Trink dein Glas aus, trink aus! Halte dich doch nicht für so werth, so erhaben; glaube doch nur nicht, daß deine größte Sünde je den kleinsten Schatten vor das Angesicht dessen werfen könnte, der in einer dämonischen Laune diese beste Welt zu seinem Spielzeug geschaffen ... glaube doch nicht, daß er auf deine Tugend und Entsagung mit freundlicherem Blicke schauen würde, als auf das Stäubchen, das in der Sonne spielt. Warum willst du eine Thörin sein und deine prächtige, herrliche Schönheit langsam verwelken und verdorren lassen, ohne sie zu genießen und Genuß zu geben? Denkst du, dein Staub wird dann heiliger sein und nicht in den Wind verwehen, wie alles Irdische? Trink aus den Becher — du hast nur einen Augenblick hienieden; so oder so, eine Heilige oder eine Sünderin, diesseits wie jenseits wirst du doch ewig vergessen sein. Und wieder beginnt die Musik, dein Auge flammt, dein Busen wogt, wie so leicht, wie so dünn wallt dein Kleid um dich ... durchsichtig wie ein Schleier — nun nimmst du den Arm deines Begleiters, ganz in Rosengluth ist dein Antlitz getaucht, wie in eine Rosenwolke gehüllt gaukelst du hin in den ersten Verschlingungen des Tanzes ... rührt die Trommeln! Hinüber, mein Kind, hinüber!

Wilde Freude, wildes Leben!

Es war um die elfte Stunde, im Apollosaale, dem prächtigsten, vornehmsten und berühmtesten Vergnügungsorte der Hauptstadt ... dem Sammelplatz all' derer, welche die beiden einzig wahren Güter dieser Welt besitzen: Geld oder Schönheit.

Bei solchem Feste konnte Clotilde nicht fehlen; in einem der Nebensäle, in der mit rother Seide ausgeschlagenen Nische, die von oben herab mehr lauschig als hell eine Ampel erleuchtete, saß sie im lustigsten Gespräch mit mehreren Herren, von denen der gelangweilteste ihr sonst bevorzugter Ritter, Herr Arthur Eppstein, war. Tief in den Hintergrund hatte er sich zurückgezogen und das Feld den Andern geräumt; allein im Grunde fühlte er sich sehr glücklich, die Kosten einer Unterhaltung nicht tragen zu müssen, die ihm „unendlich öde" erschien. Clotildens wilde, glückliche Laune störte dies nicht; wenn sie in einen Festsaal trat, wurden ihre Augen wie geblendet von dem Glanz der Lichter, der Edelsteine, der Seidenkleider, sie hatte dann keinen Blick mehr für ihre Freunde, nur für das Wogen der Gesellschaft, für die Bewunderung, die sie erregte; jede Fiber in ihr zitterte dann in wollüstiger Trunkenheit, so auch jetzt, wo ihr Haupt mit einem feinen, lichtgrünen Binsenkranz, in dem kunstvoll als Thautropfen Diamanten glänzten, geschmückt, mit ihren stark ausgeprägten, nicht

edeln, aber sinnlich schönen Zügen, ihren glühenden Wangen wie der Kopf einer Bacchantin, wo sie ganz wie die üppigste von den Frauen in Rubens Liebesgarten aussah. Nachlässig auf die Kissen hingeworfen spielte sie jetzt Ball mit den Früchten, die sie aus der vor ihr stehenden Glasschaale genommen, jetzt schüttelte sie die Weintropfen wie einen feinen, goldenen Sprühregen vom Glase. . .

Wie immer war auch heute Herr Arthur Eppstein der freigebige Wirth dieser heiteren Gesellschaft und trotz seines Schweigens in der Ecke des Sophas nicht im Geringsten über die Freude der Andern und die Vernachlässigung seiner eigenen Person verstimmt. Herr Arthur Eppstein grübelte über einen großen, wie er in seiner Vorliebe für classische Erinnerungen sagte, „cäsarischen“ Plan. Aus dem Kreise, in dem er sich bisher „mehr gezwungen als frei“ bewegt, strebte er in eine bessere, schönere Welt hinaus, zu höheren Anschauungen — „Raum, ihr Herren, dem Flügelschlag einer freien Seele,“ diesen letzten „republikanischen Refrain,“ den er noch aus seinen Studienjahren in Prima behalten, sang er seit einer Woche täglich, einsam in seinem Zimmer, vor seinem Spiegel auf- und niedergehend. Nur bezog er ihn nicht mehr auf eine staatliche Revolution, sondern „viel tiefer und erhabener“ auf eine sociale

Umgestaltung, die zunächst darin bestehen sollte, ihn über die „kalten Zahlenmenschen“ und aus „der Welt der Courszettel“ auf die ideale Höhe der Kunst zu erheben. Vor seiner großmüthigen Seele schwebte das Bild des „edeln Ritters Mäcenas,“ der doch nichts anders gewesen, als ein „römischer Banquier und Steuerpächter“ und statt „in Indigo und Baumwolle“, in „syrischen Sklaven und tyrischem Purpur gemacht,“ in seinen besten Augenblicken sprach er mit hinreißender Begeisterung von dem „königlichen Kaufmann“ Shakespeare's, den er weniger um sein Vermögen oder seine ausgezeichneten, geistreichen, immer geldverlegenen Freunde — denn diese könne man ohne große Mühe noch in dieser elenden Welt gewinnen — als um sein „intimes“ Verhältniß zu dem Edelfräulein von Belmonte beneidete. Aber eine tiefe Kluft trennte ihn von der Verwirklichung seiner Hoffnungen. „Ich bin unter einem unglücklichen Stern geboren; mein Herz sehnt sich nach romantischen Abenteuern, nach anziehenden Bekanntschaften, aber es bleibt Alles vergeblich und mein Leben gleich schaal und langweilig;“ damit schloß er jeden Morgen und jeden Abend seinen Monolog. Denn Herr Arthur Eppstein war eben der reichste, gutmüthigste, aber auch schüchternste fünfundzwanzigjährige Mensch — so lange hatte ihn sein strenger Vater unter schärffster Obhut gehalten und war

seinen Neigungen desto bestimmter entgegengetreten, je mehr sie sich von den Handelsgeschäften, in denen „das Haus Eppstein und Sohn“ emporgekommen, „brodlosen Künsten“ zuwandten — einer Vorliebe, die Anton Eppstein nur am Sonntage billigte.

Alles an Arthur war darum halb, schwankend und unfertig, seine Bildung wie seine kaufmännische Kenntniß und Erfahrung, zwiespältig sein Wille und sein Wesen. Es gab Stunden, wo er noch jetzt nach dem Tode seines Vaters auf seinem früheren Platz im Comtoir so emsig arbeiten konnte, als bewache ihn noch der durchdringende, unnachsichtige Blick des Alten; andere, wo schon der Gedanke an seinen „unpoetischen und trotz Gustav Freytag gemeinen Kaufmannsstand“ ihn „melancholisch“ machen konnte. Es hatte ihm nichts genutzt, daß er Paris und London gesehen — „freilich gesehen,“ sagte er nach seiner Rückkehr zu den Freunden, „aber gesehen unter dem Schwert des Damokles“ — er verstand darunter seinen Oheim, der ihn begleitet. Wenn er aber nicht einmal dort „Abenteuer erlebt,“ wie sollte er sie hier finden?

Die Abenteuer einer deutschen Hauptstadt — ihr könnt sie an den Fingern herzählen und wenn ihr zur Universität abgeht, habt ihr die herrlichsten Verse, an eine erste Geliebte, eine Landparthie mit ihr, Versuche,

einer „großen" Künstlerin näher zu treten — längst ausgekostet; bedauert den armen Arthur Eppstein, den Besitzer einer Million, dem selbst diese versagt geblieben!

Der erste Sonnenblick in dies verdüsterte Leben ist da Clotildens Lächeln gewesen, als sie gerade vor zwei Monaten, an einem Augustabend, in ihrer äußersten Noth und trostloser Herzenseinsamkeit seinen Arm als rettende Planke im Schiffbruch des Daseins ergriff. Im Anfang berauschte die Gewißheit, endlich „ein Verhältniß zu haben", die Phantasie und das gefühlvolle Gemüth Arthur's und beruhigte sogar den Schmerz, den er über den Tod seines Vaters empfand, die ihn quälende Sorge, allein an der Spitze eines großen Hauses zu stehen und eine schwere Verantwortung zu tragen. Die ausschweifendsten Pläne stiegen in ihm auf; einmal wollte er mit der Geliebten nach Paris gehen und dort den Winter wie „Titus und Berenice" verleben, ein andermal in eine italienische Villa am Comersee flüchten und dort seinen Schatz vor den Augen der Neider verbergen. Zuletzt siegte dann „die boshafte Macht der Verhältnisse" — die Ordnung der väterlichen Erbschaft, Auseinandersetzungen mit andern Häusern, der Kauf einer bedeutenden Maschinenfabrik, den schon der Vater beabsichtigt und den nun der Sohn glücklicher und vortheilhafter abschloß, als Alle es von ihm vermuthet — und zerstörte

alle Reisepläne und Luftschlösser. Erwünschter konnte nichts Clotilden geschehen; sie liebte ihre Vaterstadt und glaubte nicht, daß in der weiten Welt sich etwas Schöneres finden ließe, als diese Straßen und Plätze, diese Bälle und Theater. Worin sie das Glück des Lebens setzte, in die Pracht und das Vergnügen, sie hatte es nun, jeder ihrer Wünsche erfüllte sich, sobald er auf ihren rosigen Lippen erschien. Dabei hütete sie sich, wie denn ihr Wesen im Grunde klug und verständig war, vor Uebertreibung, mehr als einmal lehnte sie die Geschenke Arthur's ab, der immer nur geben wollte. Wenn sie auch ihre Arbeit einschränkte, zum gänzlichen Aufgeben derselben konnte er sie durch keine Vorstellung bewegen, hierin trotzte sie seinen Bitten wie seinem Unwillen. Es müsse ihm lieb sein, meinte sie, wenn er sie auf eigenen Füßen stehen sähe und nicht zu fürchten brauche, sollte einst seine Neigung zu ihr schwinden, daß sie im Elende verkommen werde. Diese Festigkeit und Klarheit „imponirten“ ihm, er fand, daß seine Geliebte eine „heroische“ Seele habe, und was vielleicht noch besser war, sie besaß eine Freundin — Diana Felsberg.

In ausführlichster Schilderung mit dem nöthigen Abendroth, dem Plätschern der Wellen und dem Rauschen der Weidengebüsche stand jener Abend in Arthur's Tagebuch verzeichnet, an dem er die beiden Mädchen

zufällig am Ufer des Kanals getroffen. Wie er diesen Zufall geschickt zum Spielen seiner „Mäcenasrolle" benutzen könne, darüber grübelte Arthur am Tage und noch mehr in schlaflosen Nächten. So entgegenkommend ihn Diana empfangen, seine Schüchternheit hatte sie nicht überwunden; wie immer machte er sich, als es zu spät war, die grausamsten Selbstvorwürfe: er habe sich der „großen Künstlerin" gegenüber „wie ein Schuljunge" benommen, mit Anstand könne er nie wieder vor ihr erscheinen. Dies hielt ihn indeß nicht ab, die sorgfältigsten Nachrichten über sie einzuziehen; da erfuhr er denn zu seiner unbeschreiblichen Freude von guten Musikkennern, daß Fräulein Felsberg auf dem Klavier eine Meisterin und im Zauber ihres Spiels Niemandem zu vergleichen, leider aber noch zu unbekannt sei, um großes Glück zu machen. Diese Bestätigung seines Urtheils von kunstverständiger Seite gab ihm ein vorher nie empfundenes Selbstvertrauen — er glaubte jetzt, daß seine Ehre bei dem Erfolge Diana's verpfändet sei. Leidenschaftlich hatte er vor wenig Stunden bei den Stücken, die sie in einem öffentlichen Concert vorgetragen, Beifall geklatscht und war nicht wenig über die ruhige, kühle Theilnahmlosigkeit des Publikums ergrimmt. „Das öffentliche Urtheil muß aufgeklärt, das Genie unterstützt werden," sagte er sich. „Wie oft hat dein

seliger Vater dir wiederholt: mit Geduld und Geld überwindet man die Unmöglichkeit! Daran nimm dir ein Beispiel, Arthur Eppstein; wende diesen edeln Spruch endlich einmal deiner würdig zu einem edeln Zwecke an, mache die öffentliche Meinung — wofür hast du denn eigentlich deinen Reichthum?" Wunderbarer Muth erfüllte ihn; er kam sich „wie Brutus" vor, der „zum Morde Cäsar's" schreitet, als er beim Hinaustreten aus der Singakademie den Rezensenten einer einflußreichen Zeitung anredete, mit ihm in ein „inhaltsvolles" Gespräch über Musik gerieth, ihn in seinen Wagen nöthigte — und, nun schon kühner geworden, ihn bat, an diesem Abend im Apollosaale sein Gast zu sein, ihm Clotilde, die „Cousine aus der Provinz", vorstellte und endlich ein Wort über Fräulein Felsberg fallen ließ. Der feine, weltgewandte Schriftsteller theilte durchaus seine Ansichten über das Talent des Fräuleins, den verdorbenen Geschmack des Publikums, er versprach sein Möglichstes für die junge Dame zu thun, und die Freundschaft beider Männer wurde unter Clotildens Lächeln, im Perlen des Champagners und mit deutschem Handdruck besiegelt.

Arthur Eppstein war in die Kunst und Literatur eingeführt, dies mal wurde ihm wie Calderon, dem er bis dahin keinen Geschmack hatte abgewinnen können, „das Leben selbst zum Traum."

In fröhlichster und stillster Stimmung grübelte er jetzt, in seine Ecke gedrückt, über das große Problem weiter: wie man die öffentliche Meinung macht...

Da — saht ihr je auf den Bildern glücklicher Maler, Albani's etwa rosige, leichtgeschürzte Gestalten, Musen und Nymphen, auf dem schimmernden Bogen der Iris im Reigentanze gaukelnd dahinschweben? In ihre Mitte hätte sie gehört, die, weiße Camelien im Haar, im weißen Atlaskleide, eine einfache, goldene Spange um den Arm, das Antlitz sinnend geneigt, mit zierlichem Fuße durch den Saal schwebte, gerade auf die Nische zu...

Drinnen hoben eben die Männer die Gläser — und nun stand sie vor ihnen, nun sprang auch Herr Arthur Eppstein, wie „ein Begeisterter" auf, und fröhlich klangen an die Gläser und die Stimmen: „Diana Felsberg!"

In dem Kuppelsaal daneben begann wieder der Tanz; eine leichte Wolke von Duft und Staub hüllte schon Alles wie in durchsichtige Gazeschleier. Unter dieser fast nebelhaften Verhüllung schienen selbst die Tänzerinnen, die Amoretten und die ihr Füllhorn voll Blumen ausschüttenden Glücksgöttinnen auf den rothbemalten Wänden lebendig zu werden, hinab und hinaufzuschweben — und das Alles, so viel Glanz und Schein, Schönheit und Freude nichts als eitele Täuschung und die einzige

Wahrheit darin der aufgewirbelte Staub, der über dem Festzuge hinzieht und in ihm jener Geist, den im Anfang aller Dinge das Chaos schweigend über den Wassern und der Dämmerung schweben sah.

Doch selbst bei diesem Gedanken, wer könnte, ja wer wollte nur sagen, daß er niemals dem dämonischen Zuge des Vergnügens gefolgt, daß ihn nie ein unsagbar süßer, wilder Taumel ergriffen, eine Art heiligen Wahnsinns, wie er die Natur in jener ersten Nacht durchschauern mag, wenn sie aus dem Winterschlaf erwacht im Frühling aufathmet? Wer hätte nie geglaubt, in Akkorden, in Blumenkränzen, in liebesgluthflammenden Mädchengesichtern, in weinfunkelnden Bechern die Lösung für das Räthsel des Daseins zu finden oder noch viel seliger in ihnen das Leben zu vergeuden und das Räthsel zu vernichten?

Dieser Taumel hatte Diana in den Apollosaal geführt.

Wenig entsprach der Erfolg ihrer Leistungen in dem ersten Concert, in dem sie aufgetreten, ihren hochgespannten Erwartungen. Das Lauschen der kleinen Versammlung auf ihren Vortrag, dies leise, beifällige Gemurmel, das sie beim Schlusse begleitete, wäre einer wahrhaft künstlerischen Seele als bestes Zeichen ihres Erfolgs vom höchsten Werth gewesen, weil es ihre

Fähigkeit bewies, Andere tiefinnerst zu bewegen; Diana aber wollte rauschenden Beifall, eine einstimmige Anerkennung. So getäuscht, wie Alle, die den Erfolg als ein Gottesgericht anerkennen, nach einem Mißgeschick irre an ihrer Kraft, ihrer Zukunft geworden, blieb sie, die Lippen herb aufeinander gepreßt, an eine der Marmorsäulen des Concertsaals gelehnt stehen, theilnahmlos, das Auge verschattet. Rasch leerte sich der Saal, schon erschienen die Diener, die Gasflammen auszudrehen, als Bellori, der nach ihr gespielt und nach ihrer Meinung nicht günstiger wie sie empfangen worden, lachend ihre Hand ergriff: „Seien Sie doch nicht verstimmt, Signora, daß Sie gefallen haben! Diese Menschen haben Ihnen so andächtig zugehorcht, wie einem Weltwunder."

„Aber sie haben leider nicht nach meinen Tönen getanzt," erwiederte sie bitter.

„Dafür lauschten die Engel und lernten von Ihrer Kunst."

„Die Kunst und die Engel! Was soll mir der Trödel, Signor? Ruhm will ich erwerben, Ruhm und Gold!"

„Ei, das Gold ist nur Chimäre," sang Bellori. „Es geht nichts über die Freiheit und die Kunst. In ihren Wellen baden wir, selige Schwimmer, uns von allen irdischen Flecken rein, sie umschlingen uns, wie weiße Nymphenarme" ...

„Wollt Ihr denn immer träumen?“ unterbrach ihn hart Diana. „Träumen in dieser öden, kalten Wirklichkeit? Ich möchte vor Schmerz und Zorn aus mir selber heraus“ — und mächtig schlug sie mit der Hand auf die Tasten des noch geöffneten Klaviers. „Was hab' ich für alle Mühen und Sorgen? Wißt Ihr nichts Tolles für diese Nacht, Signor? — Schlaf oder Betäubung!“

„Signora, wir wollen tanzen!“

Tanzen — und Clotilde stand vor ihr im Ballkleid, mit ihrem Diamantschmuck; war sie selber denn so gar häßlich, daß sie sich nicht unter die Jubelnden mischen durfte? Tanzen ... und schon flog sie wie im Wirbelwind dahin; so lange hatte sie geduldet, schwer an der Last der Tage und der Maske ihrer Demuth getragen, jetzt umrauschte sie in Bellori's Wort gleichsam der Athem der Freiheit.

So war sie gekommen und hatte schon ihr Erscheinen Arthur Eppstein und seine Freunde zur Begeisterung hingerissen, wie viel mehr ihre Rede, ihre bezaubernde Freundlichkeit. Im Augenblick fühlte sie heraus, daß sie hier leichter als im Concertsaal Eroberungen mache und daß doch wiederum die ihr hier dargebrachten Huldigungen sich dort erst zu einer rechten Lorberkrone zusammenflechten würden. Und es war doch ein Etwas

in ihrer Haltung, ein Duft um ihre Gestalt, der sie vor jedem freieren Gedanken und Worte schützte; wie Arthur Eppstein es poetisch ausdrückte: sie würde selbst im Siegeszuge des Bacchus immer Diana geblieben sein.

Langsam, schweigend, unermüdlich rückte an der großen, im Fries der Saaldecke angebrachten, von gemalten Immergrünzweigen umschlungenen Uhr der Zeiger eine Stunde dem Tode dieser ganzen, lustigen Gesellschaft unter ihm näher ... die in der Nische aber hörten dem Liede Clotildens zu:

„Gold'ne Mädchen! Gold'ne Zeiten!
Alles um uns sonnenhell,
Unerschöpfte Seligkeiten
Strömen aus des Lebens Quell.

„An der Zukunft Wolkendunkel,
Vor dem schwermuthdüstern Sinn,
Wie ein prächtig Blitzgefunkel
Irrt die frohe Stunde hin.

„D'rum genießt sie — ohne Schwanken
Stürzt zum Siegestod der Held,
Hoch die Gläser und Gedanken
Zum Genusse dieser Welt!"

Grad zeigte der Weiser Mitternacht...

Zu dem neuen Tanze trat mit Bellori Clotilde an, dreifach berauscht vom Feste, von der Musik und den italienischen „Signora's" und „Madonna's" in den Anreden Giovanni's; Diana saß mit ihrem Rezensenten

und Arthur im Gespräch und vertheilte eben, während die andern Herrn umherwanderten, „so gerecht als möglich“ die Veilchen ihres Busenbouquets zwischen beiden. Plötzlich unterbricht ein lauter, ängstlicher Schrei ihr anmuthiges Spiel, sie glaubt Clotildens Stimme darin zu erkennen — und schon stürzt auch diese der Nische zu, sie hat sich von Bellori losgerissen, bleich und verstört — aller Leichtsinn ist aus diesem erdfahlen Gesicht entschwunden. . .

Zum Unglück macht die Musik eine Pause; Clotilde eilt dem aufgesprungenen Arthur entgegen, da drängt ein junger Mann, das reiche, blonde Haar tief in den Nacken schüttelnd, Zorn in jeder Bewegung, den mit ihm hadernden Bellori zurück —

„Herr Berthold Hart!“ ruft Arthur aus und die beiden Männer sind sich gegenüber. Ein Streit, der bei der Heftigkeit Berthold's zu schlimmstem Ausgang führen kann, scheint unvermeidlich. Indeß ist Diana aufgestanden und an der erstarrten, an einem Pfeiler der Nische sich aufrecht haltenden Clotilde vorbei gegangen und den Männern näher getreten; anfänglich aus Neugier; und dann — sie weiß selbst nicht warum, halb aus Aerger über die Störung, halb aus Besorgniß, daß man vielleicht ihren Namen in dieser unangenehmen Geschichte mit nennen würde, denn der Raum vor der

Nische hat sich dicht mit Menschen gefüllt, die durcheinander lärmen und toben.

Ehe aber zwischen den beiden Männern noch ein Wort gefallen, hebt die Musik von Neuem an, ist Diana vorgekommen ... mit dem Camellienkranz im Haar, ihrem ruhigen, mildstrahlenden Gesicht einer Botin des Friedens vergleichbar. In gleicher Weise übt sie auf Berthold, wie er auf sie einen mächtig ergreifenden Eindruck; nur versteht sie sich besser auf die Verstellung ihrer Gefühle.

Sie lächelt noch zu Arthur herüber und sagt zu Berthold: „Ich sehe, mein Herr, diesmal fordern die Damen die Herren auf, ich bitte Sie nicht vergeblich um diesen Tanz."

Berthold erwiedert nichts, er starrt sie nur an, er ergreift ihre Hand ... nun fliegen sie dahin, noch immer wortlos, sie die Augen halb verschleiert, er mit brennenden Blicken sie verzehrend ... Sie ruhen Brust an Brust, sein Arm ist um ihren Leib geschlungen, ihre Hand hat sie sanft wie ein Blumenblatt auf seine Schulter gelegt —

Berthold entsinnt sich, einmal gelesen zu haben, daß bei Hoffesten die königlichen Prinzessinnen „aus huldvoller Gnade" einen armen Officier zum Tanze mit ihnen „befehlen" lassen: mit diesem verglich er sich,

Diana war die Prinzeß, zu der man nur aufschauen, nicht aber sprechen darf, wenn sie nicht zuerst das Siegel des Schweigens löst. Und ganz ist er im Schauen verloren, er bemerkt nicht, daß alle andern Paare schon zurückgetreten sind, bis endlich Diana sich leise seinem Arm entzieht. Wie eine Fürstin neigt sie dankend das Haupt ihm zu; er führt sie zur Nische, ohne die Andern zu sehen, hinter den halb herabgelassenen Vorhängen entschwindet sie darauf. War es denn nur ein Traum? Berthold stürzt in den Hauptsaal zurück. Gellend klingt in sein Ohr das übermüthige Lachen Clotildens, die ihren Schreck schon überwunden und die gelungene kecke That der Freundin „mit diesem Barbaren eine Bekanntschaft anzuknüpfen und einem bösen Streit zuvorzukommen,“ bewundert. Auch Arthur ist besänftigt, er ist überzeugt, daß Clotilde durchaus unschuldig an Allem, daß Bellori in seinem gebrochenen Deutsch sich mit dem ungestümen Herrn Berthold Hart über die Tanzordnung nicht hat einigen können . . .

Noch eine Weile rauscht Musik und Lust. Die Gesellschaft in der Nische beschließt, wenn sich das milde freundliche Herbstwetter halten sollte, an einem der nächsten Tage eine gemeinschaftliche Spazierfahrt nach einem, in der Nähe der Hauptstadt, inmitten des Flusses

gelegenen Werder zu machen, die Damen, um ihre Gegenwart „als Kranzflechterinnen des Lebens“ gebeten, willigen ein. Für den Tag nach dieser Fahrt ist ein zweites Concert, in dem Diana auftreten wird, angekündigt; schon weiß sie, daß es anders und glorreicher für sie ausfallen wird, als das erste, sie ist in der besten Laune, voll freudigster Hoffnung. Nun brechen sie auf. Flüchtig blickt Diana, als sie am Arme Arthur's durch den Saal schreitet, umher; ihr Auge blitzt jetzt stolz und leuchtend ... hat sie den Gesuchten entdeckt? Es gleitet wie ein rosiger Schleier, ein rosiges Lächeln über ihre Züge.

In einem unbeschreiblichen Gefühl des Wohlbehagens schwimmt Arthur Eppstein, er athmet nur Glück, Idealität und Harmonie. Er ist, würden die alten Lieder sagen, auf dem Wege der Abenteuer. Als darum die Damen in den Wagen gestiegen, sendet er den seinen zur Hauptstadt zurück und durchstreift zu Fuß den Park und die stillen Straßen, bei schönstem Mondschein, mit seinen gleichgesinnten „genialen“ Freunden; sie sind alle in seliger Stimmung und glauben beinahe den schönsten Traum der menschlichen Seele in dieser Stunde erfüllt: schwungbegabt von Stern zu Stern zu schweben.

In dieser Nacht versäumte Arthur Eppstein zum

erstenmal die Vervollständigung seines Tagebuchs; hoch gingen ihm die Wellen des Lebens.

In anderer Aufregung, halb unter Thränen, halb in Lächeln verfloß Clotilden, was noch von dieser Nacht zum nächsten Morgengrauen übrig war.

Mit so eigenem Blick hatte Diana sie gemessen, als sie beide allein im Wagen saßen, daß Clotilde dies stumme Mißtrauen nicht mehr zu ertragen vermochte. Ueberdies war sie Dianen, die ihr schon zweimal das Erröthen und eine Lüge erspart, zu Dank verpflichtet, und wenn es in ihrem selbstgefälligen, leichtsinnigen Gemüth eine tiefere Empfindung gab, so war es, in solch' erregteren Augenblicken wenigstens, die Dankbarkeit. Dennoch schwankte sie eine Weile, ob sie die Freundin in ihre Geheimnisse einweihen solle, sie fürchtete deren Achtung und Neigung zu verlieren, zuletzt kam dann noch der Argwohn, daß Diana ihre Geheimnisse an Arthur verrathen werde: da sprach es so recht für Clotildens Berechnung und Keckheit zugleich, daß sie meinte: Frisch gewagt; je offener ich bin, desto eher wird sie in großmüthiger Laune meine Beschützerin spielen wollen — im Uebrigen vorwärts, vogue la galère! Diesen Ausruf Crozat's liebte sie am meisten, er war aus ihrer Seele gesprochen und schloß darum jeden ihrer Briefe an Arthur Eppstein.

Also wurde Diana die Mitwisserin eines staubigen Lebenslaufes. Staubig in jeder Beziehung, denn er war so recht jene mittlere große Bahn gewandelt, auf die von der Höhe rechts herab unermeßlicher Staub fliegt, aufgewirbelt von den Glücklichen, die zu Pferd und zu Wagen darüber hinziehen; daneben auf der linken Seite des Pfades, dehnt sich der Sumpf der Noth, des Elends, des Verbrechens aus: zwischen beiden läufst Du nun athemlos, schicksalsgepeitscht, sorgenverfolgt, mittelmäßiger Sohn dieser Erde, erbärmlichen Zielen zu, deren bestes noch das Grab ist. Auf die Höhen läßt Dich dein Unstern nicht gelangen, der Zufall und ein Etwas in Dir und um Dich, nenne es immer Deinen Genius, bewahrt vielleicht Deine Schritte vor dem Fehltritt in den Sumpf — vielleicht nur!

Clotilde Walther ist noch nie auf die Höhen gestiegen, hat nur einmal hart am Rande des Abgrunds getaumelt: Ein armes Mädchen, erhielt sie von ihren noch ärmeren Aeltern nichts, von der Natur aber eine strahlende Schönheit und ein fröhliches Herz — ein Herz, das am liebsten sich in einem beständigen Frühlingsrausch auf den Blumen wie ein Schmetterling geschaukelt hätte. Auch sie war tugendhaft gewesen, was ihr mit würdigem Ernst so zu nennen pflegt, während ihr es im Stillen belächelt . . . auch sie hatte daran

gedacht, ehrlich und dürftig als Nähterin ihren Antheil vom Dasein und vom Glück zu gewinnen — aber sie war so schön, sie hatte so glänzende Augen ... Augen, welche nicht nur die Männer besiegten, sondern auch in das Wesen dieser Welt eindrangen und eben darum nicht unschuldig bleiben konnten. Einmal auf der Fahrt nach dem Vergnügen fand sie bald gute Freunde; der Staub, der bis dahin um sie gewogt, bekam einen goldigen, sonnigen Schein, sie lernte die Formen, die Sitten und Freuden einer andern Welt, als die der Arbeit und des Elends kennen. Was Diana in ihren Gedanken und geleitet von einem ihr innewohnenden, dunklen Zuge zum Bösen herausgerechnet, daß jegliche Creatur nur sich liebt und in ihrer Selbstsucht erbarmungslos ist oder vielmehr sein muß, erkannte Clotilde spielend im Wechsel ihrer Abenteuer, im Wechsel dessen, was sie „Liebe“ nannte. In ihr Wesen kam damit eine gewisse Habsucht, eine Begierde nach dem Besitze, die freilich ihren Leichtsinn nicht brach, aber doch zuweilen mäßigte. Ein und ein anderes Jahr schaukelte sie sich auf leichten, weichen Wellen. Mitten in ihrem Glück erwachte da, zu „ihrem Verderben,“ sagte sie jetzt Dianen, eine ernste Leidenschaft in ihr, denn auch in ihr athmete Gottes Hauch. Sie sah und liebte den jungen Berthold Hart. Das wußte Diana

aus eigener Erfahrung, daß dies trotzig männliche und doch melancholische Gesicht von Mädchenaugen nicht ohne Gefahr betrachtet wurde, sie begriff und bemitleidete Clotilde. Es ist ein Unglück, wenn in solch' engen, von Lebenssorgen ewig umlagerten Verhältnissen, in denen Clotilde und Berthold standen, zwei empfängliche Herzen mit hohen, über ihre Stellung und vielleicht sogar ihre Bildung in dunklem Drange emporstrebenden Wünschen sich innig an einander schließen. Jede Sorge wird da lebhafter empfunden, jede Entsagung schmerzlicher beklagt — das Herz blutet, während das Antlitz zu lächeln versucht ... Die Liebe, was ihr auch sagen mögt, ist ja doch nur für die Reichen, die Gebildeten — für die, welche nicht nur eine edle Seele haben, sondern auch mit dem Klang des Goldes den Schimmer der Schönheit um die Geliebte zaubern können ... aber lieben und nichts besitzen, als ein treues Herz: das ist ein Elend!

Einige Monate begnügte sich Clotilde mit Abendspaziergängen am Arm des Geliebten, mit einem Theaterbillet für den dritten Rang, mit blauen Bandschleifen, einem dünnen Sommerkleide ... dann dachte sie, wenn sie ihre dürftigen Blumen am Fenster begoß, ihr kleines, schlecht ausgestattetes Zimmer mit verbissenem Aerger betrachtete, an die fröhliche, selige Zeit im Winter, wo

sie des Abends in seidenen Gewändern im ersten Rang der italienischen Oper gesessen und darauf getanzt hatte... in prächtigen Sälen, unter phantastischen Blumengewinden getanzt, während draußen der Schneesturm wüthete — diese Vergleichungen zwischen damals und jetzt waren für Berthold und ihre Liebe nicht günstig. Dennoch hielt sie aus; einige Schmucksachen, ihre goldene Uhr, die sie verkaufte, verschafften ihr Geld und gaben ihr damit wieder Muth. Aber andere Mißhelligkeiten traten ein; der stolze, jähzornige Berthold besaß, eben weil er sie wahrhaft liebte, nicht jene vornehme Duldung, mit der ihre früheren Freunde und jetzt Arthur Eppstein ihre kleinen Treulosigkeiten in Lächeln und Blicken behandelten. Er wollte sie ganz, ausschließlich sein nennen, ihn quälte das Gefühl seiner Armuth, seine Ohnmacht es den Reichen gleichzuthun und Clotilde nach ihrem Sinn zu beglücken. All das zerrüttete sein Leben, verbitterte seine Stimmung; Streitigkeiten, Ausbrüche wildester Eifersucht waren nun nichts Seltenes mehr ... „Was habe ich ihm nicht geopfert?“ fragte sich Clotilde. Daß er sie liebte, galt ihr nichts — „ich bin ja schön, da muß er mich wohl lieben!“ Seine Heftigkeit entsetzte sie: nun fing sie an sich vor ihm zu fürchten, ihn zu vermeiden ... neue Rauheiten von seiner Seite, neue Beleidigungen, neues Elend — diese Lage

ward unerträglich. So viel Kämpfe, ein so bitterer monatelang sich hinziehender Jammer hatten sie erschöpft — in einem schlechten, fadenscheinigen Kattunkleide, ein schwarzes Tuch lose um die Schultern geschlagen, das Antlitz verweint, vergrämt, stand sie in der späten Stunde eines Augustabends am Ufer des Kanals. Nie hatte die Einsamkeit, die still in sich versunkene Natur sie so ernst und süßschaurig angeweht; der Gedanke, daß dies ruhige, schweigende, traumlose Dahinwallen das letzte und schönste Loos des Irdischen sei, erfüllte sie ganz ... Wie so unmerklich senkte sich die Böschung des Ufers mit grünem Rasen bekleidet zum Wasser nieder . . . wie so sanft glitt der Mondschein darüber hin . . . Clotilde band den Hut ab, mit jener Bewußtlosigkeit und doch vollkommenen Sicherheit der Bewegung, die den Mondsüchtigen und Selbstmördern eigenthümlich sind —

In diesem verhängnißvollen Augenblick war Arthur Eppstein plötzlich an ihrer Seite gewesen und hatte ihren nackten Arm, von dem sich der weiße Tüllärmel verschoben, hastig ergriffen ... Damit zerriß vor Clotildens Augen der schwarze Schleier, in dem ihr Welt und Dasein sich so lange gezeigt — kräftiger als je erwachte die Lebenslust in ihr; von ihrem unstäten Umherirren fühlte sie Müdigkeit. und Hunger. Wie gut

bewährte sich da Arthur's „Philosophie des Mitleids" in Thaten. Eine Droschke war bald gefunden, eben so schnell ein Gasthof, ein einsames Zimmer darin, Licht, Wein und ein glänzendes Mahl ... Wer hätte nicht schon die Nebel in gespenstischer Flucht vor den Morgensonnenstrahlen über Wasser flüchten gesehen? So entflohen Clotildens Selbstvernichtungsgedanken. Leichter ist nichts erdichtet, nichts wird Männerherzen rührender von Mädchenlippen erzählt, als die Geschichte einer verfolgten Tugend. Man braucht in solchem Falle nicht mit Arthur Eppstein das Mitleid für die bewegende Kraft eines edlen Menschen zu halten, um eine Jugendthorheit zu begehen und der Unglücklichen zu helfen.

Das Ende ihrer Abenteuer erzählte Clotilde schon in ihrem kleinen, mit grüner Seide ausgeschlagenen Schlafzimmer im Erkerhause Dianen, die im Ballkleide, nur den Camellienkranz hatte sie zur Erde geworfen, auf dem Sopha lag, und ordnete dabei Ringe und Spangen in ihrem Schmuckkästchen.

„Und nun sind Sie glücklich, Clotilde," sagte Diana aufstehend. „Die Gegenwart, das ist die Hauptsache. Glauben Sie da nur, Sie haben keine bessere Freundin als mich." Gute Nacht wünschend reichte sie ihr die Hand, die Clotilde dankbar an ihren Mund preßte ... von Schmerzen und Thränen, die sonst die „Geständnisse

einer schönen Seele“ zu begleiten pflegen, war keine Spur mehr auf ihrem Antlitz.

Bis an die Thür geleitete sie Diana, da erst fragte diese: „Aber von Berthold sprachen Sie mir nicht mehr?“

„Ich sah ihn heute zum erstenmal wieder.“

Durch Diana's Kopf irrte es hin: wenn Du so einst Julian wiedersehen solltest . . . laut forschte sie noch: „Ist er so arm, wie früher?“

„Arm,“ lachte Clotilde, sich in ihrer Herrlichkeit umschauend und darin spiegelnd, „arm wie eine Kirchenmaus!“

Diana grüßte zurück: „Schöne Traume!“ und ging in ihre Wohnung hinauf. Ihre Theilnahme für Berthold war schon um einige Grade gestiegen.

III.

Märkische Haide, märkischer See!

Wie so still liegt ihr da, einsam, wie versunken in bläulichen Duft, in blaudunkle Schatten! Nichts Lebendes scheint sich in euch oder auf euch zu regen ... spiegelglatt, ruhig wallen die Wasser von diesem sandigen Ufer im stillsten Gleichmaß zu dem jenseitigen hinüber ... immer gleich ernst und feierlich senken die Fichten ihre grünlockigen Zweige. Zuweilen spielt das Sonnenlicht über sie hin, setzt ihnen goldene Kronen auf und läßt ihre altersgrauen Stämme von fern wie rosenrothe Säulen erscheinen. Der Kahn, der dann über den See zieht, wandelt eine goldene Straße und die Wasserblumen, die mit ihren gelblich weißen Blüthen inmitten ihrer breiten, sammetgrünen Blätter emporragen, glühen, wie blasse Mädchengesichter vom Kusse der Liebe, in dem letzten Blick der scheidenden Sonne... Auf kurze Zeit nur dauert dies Spiel des Glanzes, der Bewegung, des Rauschens; darauf ist Wasser und Himmel so bläulich

grau und kalt wie immer; schweigend gähnen die Schluchten in den sandigen Hügeln, schweigend stehen die Fichten, schlank, mit dunklen Häuptern.

Märkische Seen! Märkische Haiden!

Ihr habt nur einen Ton in euch und über euch; einen schwermüthigen, leise klingenden und doch wieder troſtreichen Laut. Wessen Herz er einmal gerührt, der wird euer nicht vergessen. Ihr zerstreut nicht, ihr sammelt die Seele, in eurem Schweigen schweigen auch wir. Auf dem kargsten Boden seid ihr wie ein Tropfen, der aus dem duftigen Haar der Schönheit fiel, als sie über ihn hin zu glücklicheren Gestaden schwebte: so fleht der Arme die vorübereilende Gottheit des Glücks um den einen Tropfen nur, der an ihrer goldenen Schale zittert. In eurem Anblick lernen wir unsere hochmüthigen Wünsche beschränken, euer und unser Loos ist Entsagung ... o, flüstert uns mit eurem einzigen Laut in's tiefste Herz: „Stille!"

Unweit der Festung, auf der Abendseite der Hauptstadt erweitert sich der an ihr vorbeifließende „blaueste" Strom der Mark zu einer Art See zwischen dem Festland und einer langhingestreckten Insel, „Werder" nennt sie die Sprache der Provinz. Beide Ufer sind sandig, fichtengekrönt, um ihre äußersten Vorsprünge träumen alte, wendische Sagen. Bald erhebt sich der Boden,

bald senkt er sich wieder; oft geht nur ein schmalster Pfad zwischen zwei aufragenden Hügeln hindurch … überall dürftiges Gras, rothe und blaue Haideblumen dazwischen. Am Rand des Ufers stehen drei, vier Fischerhütten, mit Latten gedeckt; auf den Höhen stattlichere Gasthäuser mit weißen Mauern, mit Holzgalerien, die um das erste Stockwerk laufen; nach Schweizerart.

Auf dem schönsten Punkte des Werders, acht einsam aufragende Fichten umschließen ihn, wo man nach dieser Seite hin die Thürme und Mauern der Festung, den von Kähnen und Booten belebten rechten Arm des Flusses sieht und sich umwendend den Blick über den weniger befahrenen, ruhigen See in das Dunkel der Haide auf den Höhen und in den Niederungen des jenseitigen Ufers schweifen läßt, erhebt sich ein kleines, geschmackvolles Haus; eine Vorhalle von drei Säulen aus gelblichem Sandstein getragen erinnert epheuumwunden an die Villen Italiens, ein Garten von geringem Umfang, mit noch blühenden Gesträuchen und Blumen, das Ganze von einem eisernen Gitter umschlossen, bezeichnet es als eine Privatbesitzung, bevor noch der Fremde, nähergehend, die Inschrift über der Pforte gelesen: ein horazisches Wort in goldenen Buchstaben „satis beatus unicis Sabinis."

Indeß der Sommer ist verflogen — und so mild

auch heute der Octoberhimmel noch mit seinen bläulichen, von silbernen Streifen durchzogenen Wolken die Erde grüßt, so lieb und hold einzelne Sonnenstrahlen über das Wasser gleiten und um die Wipfel weben, der sommerliche Hauch fehlt, die Wärme, die dann über dem Sandboden brütet und weiterhin in der Kühle, die vom Flusse aufsteigt, sich in Duft und Schimmer aufzulösen scheint.

In dem obern Stockwerk des Hauses sind darum auch schon die Ueberzüge über die Sopha's und Sammetsessel gebreitet, die grünen Jalousieen der Fenster geschlossen, in den untern Räumen stehen wohlverpackt in Kisten und Körben die Dinge, welche die Ausziehenden nach ihrer Wohnung in der Hauptstadt mitnehmen wollen. Prüfend überschaut noch einmal ein kleiner Mann mit kahler Stirn, im schwarzen Frack und tadellosen Manschetten, Alles — ob nichts beim Einpacken vergessen, das Zurückbleibende in guter Ordnung sei, giebt dem Diener, der als Kastellan die Villa im Winter allein bewohnen soll, noch einige Aufträge, warnt vor Unvorsichtigkeit mit brennenden Pfeifen und Schwefelhölzern, vor Dieben und Landstreichern, fährt mit dem gelbseidenen Taschentuch über die Stirn und tritt, über die Zukunft seines Hauses beruhigt, unter die Säulen der Vorhalle.

Gerade auf der Senkung dieses Hügels haben sich auf dem längst fahl und gelbgewordenen Rasen zwei Männer niedergelassen, Cigarren rauchend, vor ihnen, auf einem umgestülpten Faß, das sich vermuthlich von dem auf der andern Seite der Schlucht liegenden Wirthshaus in die Tiefe verirrt, locken Weinflaschen, zwei Gläser ... die Beiden trinken, stoßen an, lärmen — vielleicht bekräftigen sie eine alte Freundschaft oder schließen eine neue, feiern den glücklichen Ausgang eines Plans oder trinken auf das Gelingen eines andern: eins ist sicher, ihre lauten Reden stören Herrn Alois Kalt in seinen Betrachtungen.

Nicht eben erfreuliche Nachrichten sind ihm aus Schönburg gekommen; wenn Graf Lothar einen Augenblick geneigt schien, sich um Martha's Hand zu bewerben, so schreibt er jetzt dem Rathe, daß er diesem Plane für immer entsage; er bedaure, ihm nachgehangen zu haben, er werde solche Schwäche und Selbstverblendung theuer für all' seine Zukunft bezahlen müssen; seine Cousine würde wahrscheinlich einem Manne, den sie schon in der Jugend geliebt und dem sie in allem Wechsel ihrer Schicksale und Neigungen ihr tiefstes Herz bewahrt habe, Herrn Julian Felsberg, sich vermählen und mit ihm ein stilles, zurückgezogenes Leben auf ihren Gütern führen. „Und sie selbst verwalten," hatte Herr

Alois Kalt bei dieser Stelle gesagt und darüber beinahe die treffliche Landschaft Everdingen's und die beiden Bilder von Mieris vergessen, die er sich aus der Hinterlassenschaft des Freiherrn ausgewählt und die ihm der Graf zugleich mit dem Schreiben gesandt. Daß der Justizrath reich genug war und eine so ausgebreitete Praxis übte, um selbst den gänzlichen Verlust einer Clientin, wie die Baronin, ohne Schaden verschmerzen zu können, unterlag keinem Zweifel, und im Grunde, wie sehr er das Geld liebte, schmerzte ihn auch der Gedanke allein, einen Wirkungskreis aufgeben zu müssen, an den er sich gewöhnt.

„Süße Gewohnheit des Daseins!“ sagte er vor sich hin, mit einem mürrischen und stechenden Blick auf die beiden Männer im Grunde, die lustig wieder die Gläser zusammenstießen und „die Zukunft und die neue Geliebte!“ hochleben ließen. Je länger er hinabsah, desto mehr fielen ihm die Beiden auf, mißfielen ihm eigentlich ihres Lärmens und Tobens wegen und zogen doch wieder „den criminalistischen Instinkt“ in ihm magnetisch an. Das war so seine Ausdrucksweise, wenn er einem eigenthümlichen Gesicht begegnete. Nach ihm waren alle bedeutenden Menschen Feinde „der schwächlichen Einrichtung und der albernen Gesetze der bestehenden Gesellschaft“ und irrten aus Verbrechen in Verbrechen; daß

die Meisten am Galgen vorbei gingen und nur Wenige hinaufsteigen müßten, sei ein glücklicher Zufall — in diesem Sinne erschienen ihm auch die dort unten in den Stoppeln des Grases liegenden „Tagediebe“ bedeutend, er holte ein Opernglas, um sie genauer zu betrachten.

Das Ergebniß dieser Untersuchung bestätigte seine erste Meinung; „der Aeltere von Beiden hat schon eine That hinter sich und der Jüngere ist auf dem besten Wege, etwas wider die Ordnung und Gewöhnlichkeit des Lebens zu wagen,“ dachte Herr Alois Kalt, indem er sein Opernglas wieder zusammenschieben wollte...

Eine mit Eichenkränzen und röthlichem Laub geschmückte Gondel, die eben vom Festlande abstieß und in langsamen Ruderschlägen sich dem Werder näherte, ließ es ihn wieder erheben.

Lustig und vornehm mußte die Gesellschaft darin sein; lustig — denn eine der Damen goß wie zum Opfer für die Feen des Wassers, ein Glas dunklen Weins in den See; vornehm — das schloß der Rath aus dem prächtigen Anzug der andern Dame und aus den feinen Zügen und der aristokratischen Haltung der Männer. Es wunderte ihn, daß eine solche Gesellschaft sich in der Herbstzeit hierher verirrt habe, allein wer kann für die Launen der Glücklichen einstehen oder ist thöricht genug, sie mit dem Maßstab des Gemeinen zu messen?

Die Landung entzog sich, da sie tief unterhalb der Hügel, an geschützter Stelle, geschah, von der eine zierliche Holztreppe zu dem Wirthshaus hinaufstieg, dem Blicke des Forschenden. Die neun Glücklichen wurden für ihn erst wieder dort oben, auf dem Plane vor dem Hause sichtbar...

Eben schlug die Uhr in seinem Zimmer die zwölfte Stunde; sie mahnte ihn zum Aufbruch, am Fuß seiner Anhöhe lag schon der Fischer im Kahn, der ihn nach der Festung hinüberfahren sollte, von ihr erreicht man mit der Eisenbahn in fünfzehn Minuten die Hauptstadt.

Etwas — er fand keinen klaren Begriff für dies „Etwas“ und war ein zu vorurtheilsloser, materialistisch gesinnter Mensch, um es „mit Narren und Weibern“ Ahnung zu nennen, fesselte ihn. Noch stand er an der Sandsteinbrüstung seiner Veranda ... in das dahinter gelegene Zimmer war ein junges Mädchen im staubgrauen Reisekleide eingetreten, mit Regenmantel, Hut und Handschuhen erschien der Diener auf der Schwelle.

Auf dem jenseitigen Hügel war indessen eine der Damen bis hart an den Rand der Senkung vorgegangen — eine Dame, das milde, sanfte Gesicht von breiten, röthlich goldenen Flechten eingerahmt...

Unten im Grunde erhoben sich die Männer zum Gehen, der Aeltere war schon eine Strecke voraus nach

der Westspitze des Werders, wie erstarrt aber blieb der Jüngere stehen, als er auf dem Hügel über sich die Dame gewahrte — Loreley und der Fischer oder doch ähnlich so... Berthold Hart hatte Diana Felsberg erkannt.

Keine dieser Bewegungen ist dem Rath entgangen, er sieht die Dame von dem Rande wieder nach dem Hause zurückkehren, unter dessen Lauben der Frühstückstisch gedeckt wird, die Männer hinter den Bäumen verschwinden. Seine Neugierde regt sich, vielleicht ist er auf der Spur einer „That;“ rasch wendet er sich zu dem Diener, nimmt Hut und Handschuhe: „ich werde mit dem Abendzuge fahren,“ und steigt langsam seinen Hügel nieder und den des Gasthauses hinan, in der harmlosen Absicht, „sich ein Mittagbrod zu bestellen.“

Oben nimmt ihn die Gesellschaft mit einer liebenswürdigen Höflichkeit auf, der er nicht widersteht. Es sind alte Bekannte dabei — Herr Arthur Eppstein, der als Festordner mit dem Wirth, der Wirthin und seinen eigenen, schon in der Morgenfrühe herausgeschickten Bedienten viel zu schaffen gehabt, begrüßt ihn als einen alten Freund seines Hauses; mit jener Ritterlichkeit, die ihm, dem „alten, galanten Herrn“ so gut steht, hat der Justizrath die Hand Diana's schon an seine Lippen gezogen, die er vor nun beinahe vier Monaten in der

kleinen Provinzialstadt kennen gelernt, „flüchtig zwar nur, aber unvergeßlich,“ hat ein wenig gescholten, daß sie nach ihrer Ankunft in der Hauptstadt ihn nicht gleich aufgesucht, und sich zuletzt „außerordentlich“ über dies merkwürdige Zusammentreffen vor seinem Sabinum gefreut.

Eine milde, fröhliche Stimmung vereinigt Alle um die aus ihrer gewöhnlichen Nichtigkeit durch Blumen, Damasttischtücher, Porzellanteller mit silbernen Messern und Gabeln zu einem „Tischchen decke dich,“ aus dem Märchen erhobenen Tafel. Liebliches Fest — der harzige Duft der Bäume, mattgoldener Sonnenschein, in der Tiefe das langsam wallende Wasser, funkelnder Rheinwein in grünen Kelchen . . . wie das erheitert, wie das beseelt! Ein rechtes, halb aus Freude und halb aus Wehmuth gemischtes Herbstgefühl überkommt sie, alle Härten, alle Mißklänge lösen sich darin und Jeder trachtet danach, den Andern so lieb, gut und freundlich sich zu zeigen, wie die vielleicht zum letzten Mal in diesem Jahre sanft herabgrüßende Sonne. Es umrauscht sie wie ein Strom süßer Harmonieen, der jetzt austönt, als Diana Göthe's Lied „Fetter grüne, du Laub,“ anhebt und mit dem verhallenden Ton ihrer Stimme leise und wortlos auf „der allbelebenden Liebe vollschwellende Thränen“ die Gläser anklingen.

Hinüber ging es darauf nach Sabinum.

Auf dem Wege erfuhr der Justizrath von Diana die Gründe, die sie veranlaßt hätten, nach der Hauptstadt zu kommen und es mit der Künstlerlaufbahn zu versuchen; behutsam eilte sie über die geheimen Bewegungen ihres Herzens hinweg, doch entging es seinem Scharfsinn nicht, daß eine tiefe Feindschaft sie von der Baronin trenne. Auch er gestattete sich darum freiere Aeußerungen: es gäbe manches „Unsagbare“ in der Vergangenheit Martha's, eine und die andere dunkle Geschichte ... die beiden klugen Köpfe verstanden sich in halben Worten und schlossen, ohne es auszusprechen, einen Bund ...

Von Allem, was die Mauern des einsamen Sabinums umschlossen, erregte das junge Mädchen, die Herr Alois Kalt mit leicht verdrießlichem Gesicht als „seine liebe Nichte Bertha“ vorstellte, die freundlichste Theilnahme der Gesellschaft. Er hätte sie erst vor einigen Monaten aus der Pension zu sich in sein Haus genommen: damit entschuldigte er vor den Damen die Befangenheit und das steife Benehmen des eben den Kinderjahren entwachsenen, etwa sechzehnjährigen Mädchens; es kostete Diana einige Bitten, ehe er, mit einem „unbeschreiblichen“ Blick auf Clotilde, einwilligte, daß

Fräulein Bertha die jetzt beschlossene Gondelfahrt nach dem Schildhorn mitmache.

Das Schildhorn ist eine in den Fluß, der hier seine größte Breite gewonnen, vorspringende, schmale Landzunge, unten am Wasser dicht mit hohem, schwarzgrünen Schilf bewachsen, oben mit einer Säule aus grauem Stein gekrönt, an der ein Schild mit schwarzen Buckeln befestigt ist — zur Erinnerung an einen wendischen Fürsten, der von seinen Feinden im harten Kampf verfolgt und bis zur äußersten Spitze des Werders getrieben mit seinem Pferd, in voller Waffenrüstung, in den Fluß sprang und sich dem Christengott empfehlend glücklich über das Wasser kam und hier an einem Baum seinen Schild aufhing. Weit offen liegt vom Fuß der Säule die Landschaft dem schweifenden Blick ... zuweilen in der farbenreichen Beleuchtung des Sonnenuntergangs fallen über die Sandhügel röthliche Schimmer und geben ihnen von fern das Ansehen rothbrauner Steinmassen, während die Kiefern ihre Schatten über einen Theil der blaudunklen Wasserfläche werfen.

Für die Schönheiten der Natur aber sind die beiden Männer, die in dieser Stunde vor der Säule liegen, durch das Baumgestrüpp umher verborgen, in der Mittagssonne, halb schlafend, halb wachend, längst un-

empfänglich geworden: es sind die „Bedeutenden“ des Justizrath's.

Bei den näher rauschenden Ruderschlägen erhebt der Jüngere den Kopf. „Sie kommen!“

Ohne die Augen zu öffnen, antwortet der Andere: „Ich sagt' es Dir ja.“

„Und sie ist mit ihnen.“

„Warum sollte sie's nicht? Sie wird Dich so gut erkannt haben, wie Du sie. Oh, die Weiber!“

„Sag' nichts gegen diese eine!“

„Mein Kind, betrachte doch die Welt, wie sie betrachtet sein will, mit klugen Augen und kaltem Herzen. Ueberall sind die Weiber dasselbe treulose, wetterwendische Gezücht; verliere Dich nicht in solchen Thorheiten. Mit der da hast Du ein Abentheuer auf dem Balle gehabt, benutze die Gelegenheit. Solch' ein Weib kann Dich in die Höhe bringen.“

„Wofür hältst Du sie denn?“

„Ich hab' sie ja nie gesehen und kenne sie nur aus Deiner Beschreibung. Es giebt so viele vornehme Frauen, die Vergnügen und Unterhaltung suchen ... aber das ist Alles eins. Welcher Narr sucht Tugend bei einem schönen Weibe! Sie gefällt Dir, Du ihr — wecke mich, wenn sie heraufkommen.“

Allein sie kamen nicht, sondern fuhren unterhalb des

Schildhorns in einer halbrunden Bucht an das Gestade, wohin Clotilde einige „romantisch gelegene" Häuser gelockt.

Mit hochschlagendem Herzen und brennendem Auge sah Berthold Hart hinüber. Die alte Liebe wandelte dort neben der neuen; mit seiner Verachtung Clotildens stieg seine Bewunderung für die Andere. Den Einfluß hatten die Reden seines Gefährten schon über ihn gewonnen und seine Eigenliebe erhitzt, daß er es nicht mehr für unwahrscheinlich hielt, die Fremde hätte erfahren, daß er heute hier sein würde und sei seinetwegen gekommen. Zwar kannte er nicht einmal ihren Namen, Niemand hatte ihm auf jenem Balle die geringste Auskunft über sie zu geben vermocht ... eins wußte er, daß ihr Blick der mächtigste Zauberer auf Erden. Jetzt bestärkten ihn ihre Haltung, ihre Kleidung, die durch ihre Einfachheit neben der bunten Pracht Clotildens seinem Auge wohlthat, in der Ueberzeugung von ihrem Reichthum, ihrer adeligen Herkunft.

Und da ... War es nur ein Gebild seiner aufgeregten Phantasie oder unerwartete, holderfreuende Wirklichkeit?

Ist sie es nicht, die dort den Waldpfad rasch emporsteigt? Allein ... hinter ihr, in mäßiger Entfernung, folgt, sein gelbseidenes Taschentuch in der Hand, ein

alter Herr, ein junges Mädchen ... die Andern sitzen noch auf der Bank und den umgestülpten, im Sande liegenden Kähnen vor dem Fischerhause, unter dem gelblichrothen Laub der Kastanien.

Berthold springt in die Höhe, ein Schlag auf die Schulter seines Gefährten erweckt auch diesen.

„Da ist sie," kann Berthold nur noch sagen.

Indeß ... wie viel er auch schon erfahren haben mochte — das Leben ist ein so unentwirrbares Gewebe von Täuschungen, ein Spinnennetz, in dem wir uns täglich fangen ... keine Freude, kein liebliches Erschrecken beseelte Diana's Gesicht, es war, als habe sie ihn nie gesehen.

Einer aber erschrack und bebte vor ihr zurück, wie vor einer himmlischen Erscheinung — sein Freund. Dann, im wilden Sprunge, alle Muskeln seines Körpers gespannt, eilte er ihr entgegen.

„Wer sind Sie nur? Wer sind Sie?"

Erst betrachtete sie den fremden, seltsam verstörten Mann eine Weile mit ihrem lauschenden Blick: „Ich heiße Diana Felsberg."

Darüber stutzte er und sammelte sich offenbar aus seiner Erregung: „Darf ich noch eine Frage thun?"

Sie nickte, Berthold schien sie noch immer nicht zu bemerken.

„In Schleswig war während des Krieges ein Herr Felsberg mein Officier.“

„Das war mein Bruder, Julian Felsberg,“ sagte sie darauf, nun mit strahlendem Auge und glühendem Gesicht.

„Ihr Bruder?“ Und ehe sie's hindern konnte, hatte er ihre Hand ergriffen und geschüttelt. „Das gestatten Sie einem alten Kriegskameraden Ihres Bruders — hurrah, Schleswig-Holstein hoch und die Düppeler Schanze!“

„Ja,“ und sie erwiederte seinen Handschlag, „Schleswig-Holstein für immer!“

„Wie oft hab' ich neben Ihrem Bruder gestanden! Im Pulverdampf, unter Kugelregen! Was war das für ein glückliches Leben, was für lustige Zeiten! Und immer über uns schwarz-roth-goldene Fahnen, flatternd im Winde, der vom Meer hersauste... schwarz-roth-golden! Sagen Sie Ihrem Bruder, Bruno Galor hätte seiner nicht vergessen und würd' es auch nie, diesseits wenigstens nicht!“

„Bruno Galor — auch ich gedenke diesen Namen fortan zu behalten.“

„Ah!“ sagte da Herr Alois Kalt, der inzwischen mit seiner Nichte die Schildhornsäule erreicht und den für ihn so bedeutungsvollen Namen vernommen, mit tiefem Athemzuge... „Herr Bruno Galor!“

„Kennen Sie mich, Herr?“

„Dunkel, sehr dunkel von früher her, mein Bester, aus einer alten, verjährten Geschichte. Aber ich heiße Sie willkommen, sehr willkommen! Fräulein Diana Felsberg, der Mann beweist, daß die Dankbarkeit noch nicht ganz ausgestorben. Einst vertheidigte ihn Ihr Vater in einer gefährlichen Sache vor Gericht; der Mann war unschuldig, doch Sie wissen oder vielmehr Sie wissen glücklicherweise nicht ... der Verdacht, die Indicien — nicht wahr, Herr Bruno Galor? Endlich ward er freigesprochen, seine Unschuld siegte durch die glänzende Rede Ihres Vaters und nun hat der Wackere sich Ihrer Familie auf Leben und Tod verpflichtet.“

Da, als Herr Alois Kalt wieder Athem schöpfte, gelang es Bruno, der ihm mit starrem Staunen und nicht ohne innerliches Grauen zugehört, ihn zu unterbrechen: „Sie kennen mich ja sehr genau! Und sprechen so viel von mir ...“

„Vergeben Sie, ich bin der Justizrath Kalt und habe Ihnen gute Nachrichten von Ihrer Gönnerin, der Frau Baronin von Waldheim-Andlau zu bringen. Sie ist aus Italien heimgekehrt, kürzlich, nach dem Tode ihres Vaters —“

„Der Freiherr ist todt! Verdamm' ihn Gott! Seinetwegen wollt' ich, daß es eine Hölle gäbe!“

Wild brach in diesem Ausruf die nur halb von der Bildung beherrschte, ursprüngliche Rauheit und Wuth des Mannes aus.

Das Gespräch stockte. Ruhiger sagte darauf der Rath: „Die Baronin wünscht, Sie zu sehen, Herr Galor — Sie erwartet von Ihnen mancherlei Aufschlüsse ... Wir reden, wenn Sie darauf eingehen wollen, ein Weiteres in der Stadt. Besuchen Sie mich doch einmal, Nachmittags, wenn meine Geschäfte vorüber sind ... es handelt sich ja nur darum, daß wir gegenseitig Vertrauen zu einander gewinnen. Wie gesagt, die Baronin braucht auf Andlau einen treuen und erfahrenen Mann."

„Ja, gehen Sie nach Andlau," sprach dann Diana weiter. „Dort — oder doch in der Nähe, auf dem Schlosse Schönburg, werden Sie meinen Bruder finden. Es ist so einsam, weltverschollen in jener Gebirgsgegend; wie wird er sich freuen, einen Kriegskameraden zu begrüßen — jetzt zumal, wo der Winter naht."

Schweigend hatte Galor gestanden. „Der Plan ist gut," rief er; „gesegnet Ihre Lippen, die ihn mir zuerst eröffnet. Ich will nach Andlau, es ist die Stätte meiner Jugend... oh, ich hätte mich nie von ihr trennen sollen."

Da er wieder in sein Sinnen zurücksank, gewahrte das Fräulein endlich den armen Berthold. Es flog um ihren Mund wie Lächeln, vielleicht wie Spott.

„Wenn ich mich nicht zu sehr irre, hab' ich mit Ihnen vor drei Tagen getanzt, mein Herr."

Die bittere Antwort, die Berthold im Herzen hat, bleibt ihm vor ihrem Ton auf der Zunge haften. Darüber nähert sich ihnen auch die übrige Gesellschaft; ihr lautes Lachen und Scherzen entreißt Galor seinem Brüten: „Fort! Fort!" drängt er den Freund und schon im Hinabeilen zu seinem Kahn im Schilf, ruft er Herrn Alois Kalt zu: „Ich komme."

Allein Berthold zögert; zur ganzen Höhe und Kraft seiner männlich schönen Gestalt hat er sich aufgerichtet, wie kampffertig, den heranschreitenden, noch ahnungslosen Gegner, Herrn Arthur Eppstein, zu empfangen.

Diana aber will keinen Streit. „Gehen Sie doch, Herr Berthold," herrscht sie ihn an, „ich bitte. Und noch eins, besuchen Sie doch Ihre Aeltern im Erkerhause."

Als die Gesellschaft die Spitze der sandigen Klippe erreicht, lösen die beiden unten ihren Kahn und sind mit günstigem Winde und weißem Segel bald weit hinaus in das Wasser gefahren. Unverwandt hängt Bertholds Antlitz, trotzig, wildschön, von trotzigen Locken umwallt, an der Säule, vor der Diana und Clotilde der Spur seines Fahrzeuges mit ihren Blicken folgen, während hinter ihnen Arthur Eppstein eine „klassische"

Darstellung der alten Sage seinen entzückten Zuhörern vorträgt.

„Er schaut nicht die Felsenriffe, er schaut nur hinauf in die Höh,“ singt Diana leise.

Blaß steht Clotilde, mit bebenden Lippen.

„Er liebt Sie noch immer,“ flüstert Diana wieder, „bis hierher sucht er Sie auf.“

„Mich oder Sie.“

Damit wendet sich Clotilde mit unterdrückten Thränen ab.

So berechnend und verstellt sie war, mehr als einmal hatte ihre Leidenschaftlichkeit ihre besten Pläne gekreuzt. Mit dem Gedanken, sich diesen Tag einmal ganz Arthur zu widmen, nur für ihn Auge und Ohr zu haben, war sie in den Wagen gestiegen. Leider wandte schon da das wunderliche Wesen Bellori's, seine „süßen toskanischen“ Laute, die sie zwar nicht verstand aber bewunderte, die Galanterie der andern Herren ihre Aufmerksamkeit von Arthur ab ... es wäre doch auch gar zu seltsam gewesen, wenn sie einen vor Allen so sichtlich bevorzugt hätte — es kam dann wie von selbst und „durchaus gegen ihren Willen,“ daß sie kaum ein Wort mit ihm wechselte und für Alle, nur nicht für ihn lachte und glänzte. Das Erscheinen Bertholds störte ihre rosige Laune; wie im Fluge führte es ihr die Ver-

gangenheit, die alte Liebe vorüber — eine Neigung, die noch in ihr fortzitterte, ein Sonnenstrahl aus dunklem Himmelsgewölk über wildbewegtem Wasser. Und was sie auch dawider spotten und thun mag, ihr Herz hängt an diesen zerflatterten Träumen, es flüchtet sich zu ihnen, wie auf ein stilles, entlegenes Eiland der Ruhe, des Lichts, des Duftes, es sonnt sich in dem Glauben an seine fortdauernde Treue und Liebe — so ist die Eitelkeit dieses Mädchens, noch in ihrer Treulosigkeit will sie geliebt sein. Da ängstigt es sie, daß er vielleicht doch nicht ihret- sondern Diana's wegen gekommen. Schwermüthig, so weit ihre Natur diese Stimmung empfinden kann, kehrt sie zu Arthur zurück, der eben seine Erzählung beendet und den Dank Aller erntet — das freundliche Lächeln Diana's, einen Blick der Bewunderung von der noch immer verschüchterten Bertha.

Glückseliger Arthur Eppstein, rosig und wild in Blüthenknospen auf schlug dein Leben! Ein Duft von Poesie weht darüber, nicht der höchsten noch der schönsten, aber doch der lächelndsten Muse ... ein Hauch, den nicht allein dein Reichthum, die drei lieben Mädchengesichter um dich, weder deine Freunde noch der herbstlich milde Ton der Landschaft hervorgezaubert, nein, der zumeist aus deinem eigenen gutmüthigen, wohlwollenden, kindischen Herzen emporsteigt. Zu großen

Thaten bist du nicht berufen und keine große Leidenschaft wirst du entflammen, aber Freude wird sein, wo du eintrittst, auf alten runzeligen Gesichtern in deinem Anblick die Erinnerung an die Jugend leuchten und über die zerfallene Hütte, wenn du in ihr weilst, die Sonne einen Baldachin von Purpur und Gold spannen.

Harmlose, mitleidige Seele! Wer könnte dir zürnen; wer lächelte nicht sanft über deine Irrungen, deine Zerfahrenheit? Du bist von dem Zeuge, aus dem auf besseren Gestirnen die Engel werden, die freundlichen, rosigen, zu Ehren des Herrn singenden und musicirenden Engel. Hierunten wirst du über manchen Stein fallen — und, was schlimmer ist, manche Thräne erpressen; was dort oben Sanftmuth und süßes Nachgeben heißt, ist hienieden Schwäche und Sünde. Aber so gehe nur deinen Pfad, selbst die du kränktest, werden dich ihr Leben lang lieb behalten und alle, von denen du dich trennst, Menschen, Blumen und Wellen, dir nachrufen: gutes, kindisches, mitleidiges Herz!

In seliger aber auch schwieriger Lage schwankte Herr Arthur Eppstein. Seinem Tagebuche hatte er „das schmerzliche Bekenntniß“ anvertraut, daß ihn noch nie „eine wahre Leidenschaft“ beglückt: im Gegentheil, wenn er einen Gegenstand für seine Liebesschwärmerei gesucht, habe er beständig zwei gefunden, sein Herz, so

getheilt, in den „grausamsten Krämpfen" hinüber und herübergerissen, habe nur die Qual der Liebe, niemals ihr Glück gekannt... Und da standen gar drei Grazien um ihn; Paris zwischen den drei Göttinnen. Clotilde war in diesem Augenblick, mit wetterdrohendem Antlitz, ganz Juno, Diana immer Minerva; war denn die kleine, seit er ihr einen Blumenstrauß überreicht, noch nicht aus dem Erröthen herausgekommene Bertha... Venus? Venus in der Knospe?

Das Gefühl reinster Verehrung und Bewunderung zog ihn zu Diana, an diesem Ideal durfte Niemand rühren; viel Erdenstaub mischte sich in „die süße Gewohnheit" des Zusammenseins mit Clotilden; was er für Bertha empfand oder zu empfinden wähnte, wogte dunkel, namenlos in ihm auf und nieder... Da wähle einer das Beste!

IV.

Wochen sind seit jenem Octobertag vorübergegangen — Wochen voll Glück und Ruhm für Diana...

Nicht umsonst hat sie sich auf jenem Balle Freunde erworben, nicht umsonst besaß Arthur eine Million. In allen Zeitungen steht ihr Name, in jeder Gesellschaft wird er genannt. Ihre Leistungen werden als unübertrefflich gepriesen, sie sind das Schönste und Höchste, was je Menschenhand dem Klaviere zu entlocken vermocht. Auch die Begeisterung ist ansteckend, selbst die Kalten und Kühlen, die nie für Musikschwärmer gegolten, ergreift sie zuletzt.

Kaum kann die Neugierde Aller, die sie sehen und hören wollen, befriedigt werden; zwei Concerte giebt sie in jeder Woche; sie fordert, wie ihr Arthur, der in solchen Dingen nicht ganz den Kaufmann verläugnet, gerathen hat, die höchsten Preise — und wer dann mit Mühe, Geduld und Geld sich den Eintritt errungen, findet sich durch den Zauber ihres Spiels überreich für

alle seine Aufopferungen belohnt. Nun drängen und werben auch die vornehmsten Personen um die Ehre, ihr vorgestellt zu werden, sie etwa gar auf eine kurze Abendstunde bei sich zu sehen. Wo sie erscheint, entzückt sie vielleicht durch ihre Bescheidenheit, ihr süßes, träumerisches Wesen, das sie geschickt in solchen Augenblicken hervorzukehren weiß, noch inniger als durch ihre Kunst. Dies feine Gefühl, überall den richtigen Ton anzuschlagen, sich scheinbar anzuschmiegen und anzulehnen, während sie in Gedanken um so eifriger und unabhängiger nur ihre Pläne verfolgt und keine warme Theilnahme für Andere kennt, hat sie auch bei Hofe nicht verlassen: sie hat auf den König und die Königin, die sonst eben nicht sehr empfänglich für die Kunst, am wenigsten für „die weltliche, heidnisch-gesinnte" ist, den günstigsten und angenehmsten Eindruck gemacht und gerade das Stück, welches der Stimmung dieses Kreises am besten entsprach, eine italienische, kirchliche Composition, bewunderungswürdig vorgetragen.

Einer theilt ihr Glück, in seiner Weise ... Herr Arthur Eppstein.

Stolzer erhebt er sein Haupt, er ist sich bewußt, der Welt diesen Genius gegeben zu haben. „Ohne Ihre Hülfe, was wäre ich, Herr Arthur?" sagt sie ihm jeden Donnerstag Abend, wo sie nun schon seit fünf

Wochen unabänderlich in der Gesellschaft seiner Mutter erscheint. Der Salon der Eppsteins ist dann der besuchteste, der gefeiertste, hier zeigt sich Diana Felsberg harmlos, munter, ohne den schwermüthigen Ernst, der sie sonst umweht, „wie im Schooß ihrer Familie.“ Jeder geizt darum nach der Ehre, dort ein Wort mit ihr zu wechseln; der Glanz ihres Ruhmes strahlt auf Arthur zurück und vergoldet gleichsam seinen Reichthum, seine guten, liebenswürdigen Eigenschaften mit hellerem Schimmer. Auszudrücken, was dieser Umgang „für seinen Geist“ bedeutet, ist fast unmöglich, er selbst vermag es nicht in der schlichten Prosa seines Tagebuches, sondern nur in dithyrambischen Gedichten, die mit den kostbarsten Blumensträußen trotz der rauher werdenden Jahreszeit täglich nach dem Erkerhause wandern. Nur eins verletzt Herrn Arthur Eppstein, wenn er leise und doch vernehmlich um sich flüstern hört, daß im nächsten Jahre aus der berühmten Künstlerin Diana Felsberg eine junge Frau Eppstein werden würde: so schmeichelhaft in gewisser Beziehung dieses Gerücht auch für ihn selbst wäre, erwiedert er darauf, im Namen der Kunst müsse er es für eine Entweihung erklären. So lange Künstlerinnen eben Künstlerinnen wären, liebten sie wohl, aber sie heiratheten nicht, sicherlich nicht Diana Felsberg. Mit ihrer Freundschaft, da war es etwas anderes, die

hätte er nicht um den Preis einer Welt aufgeben mögen.

Die Freundschaft zwischen Männern und Frauen ist stets ein schwankendes, unsicheres Gefühl ... als ob man im leichten Boot über wildrauschendes Wasser führe, oft in der Gefahr umzuschlagen, und doch entzückt und gefesselt von der Romantik der Umgebung, dem Reiz des Wagnisses. Man ist der Liebe so nahe und wähnt sich doch so entfernt von ihr, dann sieht man plötzlich in einem unbewachten Blicke die Klippen aufragen, die Schiffbruch drohenden — ein sanfter, zärtlicher Zauber spinnt und webt um uns, eine Dämmerungsstimmung, so fragwürdig: was ist Wahrheit, was ist Traum?

Diana Felsberg war zu solchen Freundschaften wie vorherbestimmt. Nicht schön genug, um in jedem Augenblick Liebe zu erwecken, nur zuweilen berauschend, öfter blaß, übernächtig, häßlich, dazu mit ihrer großen dunklen Leidenschaft im Herzen, gewann sie mit ihrer Anmuth die Seele, nicht die Sinne. Klug berechnete sie ihren Vortheil, was sie einmal ergriffen, ließ sie nur dann fallen, wenn es jeden Werth für sie verloren. Bis zu dieser Stunde war sie treu, aber keine Minute darüber hinaus. Jetzt fühlte sie sich Herrn Arthur Eppstein noch verpflichtet und da der Ruhm sie nicht verwirrte

und verblendete, dachte sie sogar — wenn sie neben seiner Mutter saß oder mit seinen Schwestern scherzte, von Allen wie ein Kind des Hauses behandelt, an die Möglichkeit derselben Heirath, von der Herrn Arthurs Freunde flüsterten. Anders, als im Frühlinge dieses Jahres dem Grafen Lothar, stand sie heute den Männern gegenüber: ein Mädchen, das einen berühmten Namen und ein stolzes, unzugängliches Herz zu verschenken hatte. Selbst nicht um die Martha's würde ein Mann, und wäre er der Vornehmste, meine Hand ausschlagen, triumphirte sie.

Jedes Concert brachte ihr indessen neue Kränze, reicheren Gewinn, obwohl sie oft die Hälfte ihrer Einnahme an Arme und Hülfeflehende verschenkte. Mit dem Preise ihrer Kunst stieg das Lob ihrer Freigebigkeit, ihres mildthätigen Herzens. Man sah sie mit Clotilden in den Wohnungen der Arbeiter vor den Thoren, in den elenden Dachkammern eines Hintergebäudes, zwar immer wortkarg, aber helfend, so viel sie konnte. Trat sie nach solcher Fahrt in ihrem weißen Altlaskleide, Rosen oder Camelien im Haar, in den Concertsaal, an ihren Flügel, so empfing sie begeisterter Zuruf, denn die geschwätzige und eitle Freundin verrieth nur zu gern, wo die große Künstlerin noch wenige Stunden vorher gewesen. Und auch ihre Kunst schien sich nun voller,

mächtiger und reicher zu entfalten. Sie hatte eine eigne Weise in ihrem Vortrag. Nicht immer wurde sie dem reinen Schönheitssinne, ja nur der Absicht des Componisten gerecht, bald verstärkte sie diese Accorde und ließ jene ganz verklingen, bald webte sie eigene Harmonieen hinein; nur vor einem beuge sie sich und werde nie eine andere Note als die vorgezeichnete spielen, sagte sie zu denen, die ihre Behandlung berühmter Compositionen tadelten, vor Sebastian Bach. Da war es ihr herrlichster Triumph gewesen, als sie einmal im Hause der Eppsteins, in lustigster Gesellschaft, sich an das Klavier gesetzt und jene Sonate gespielt hatte, die Bellori bezaubert: im Augenblick verstummte Scherz, Gelächter, Gläserklingen und noch Minuten nachher, da sie längst geendet, rührte sich nicht die Falte eines Gewandes um sie her — in solchem Banne lagen Alle. Was aber auch die strengste Kritik, die ihrem Ruf gegenüber nicht ausbleiben konnte, an ihrem Spiel, seinen Seltsamkeiten, dem Sprunghaften in ihm auszusetzen hatte, seinen melodischen Klang konnte sie nicht bestreiten. Der Streit, der sich nun zwischen ihren Gegnern und Bewunderern entspann, entflammte auch sie, aber fest beharrte sie bei ihrer Vortragsweise, ihren Auffassungen: dies sei ihre Natur, sie wünsche auch gar nicht einmal, daß sie Allen gefiele. In solcher Stimmung entstand ihr, beinahe

wie durch Eingebung, eine Composition zu Göthe's „König in Thule“ — eine Schöpfung, die von ihr selbst gespielt als der ureigenste und schönste musikalische Ausdruck des Gedichts begrüßt wurde.

Müßig, am Fenster des Erkerhauses, sitzt Diana... so eben ist Clotilde von ihr gegangen, mit der sie ihren Anzug für diesen Abend besprochen; von der Prinzessin Anna, die vor einigen Tagen in der Hauptstadt angekommen, hat sie ein eigenhändiges Schreiben mit der Bitte erhalten, bei ihr zu erscheinen.

Es ist der letzte Tag des Novembers ... mit hängenden, regenschweren Wolken, sausendem Sturm ...

So verschattet und umdüstert ist auch Diana's Gemüth. Wenn ihr Blick unruhig über den Tisch irrt, auf dem in alabasterner Schale Briefe, Karten und Blumensträuße liegen, haftet er im Vorübereilen — so lang wie ein Blitzstrahl zuckt — auf einem noch uneröffneten Schreiben. Vor drei Tagen ward es dort schon niedergelegt; erst ergriff sie es mit einem jauchzenden Ausruf der Freude, sie hatte Julian's Handschrift erkannt, dann ließ sie es sinken: es wird von ihr reden, mir sagen, daß sie seine Gattin ist. Hier und dort hatte sie schon von diesem „unbegreiflichen“ Schritt der Baronin sprechen gehört. Darauf war zwei Tage nach einander Herr Franziscus von Waldheim, aus Andlau

kommend, bei ihr vorgefahren; beide Male hatte sie sich verläugnen lassen, noch mißtraute sie ihrer Kraft, in Gegenwart Anderer, diesem Ereigniß gegenüber die Gleichgültige spielen zu können. Für den Abend schien ein Zusammentreffen mit Franziscus unvermeidlich, sie mußte auf seine Fragen vorbereitet sein, geduldig für seine Erzählung ...

„Durch mich geht man zum ewigen Schmerze ein," flüsterte sie mit Dante's Wort vor sich hin und brach den Brief auf.

Ehe sie aber noch hineingesehen, verschloß sie die Thür, ließ sie die schweren Vorhänge herab ...

Dann saß sie nieder, weit ab vom Fenster, fast ganz von einer Epheulaube verborgen, wie ein Flor von Thränen lag es ihr über den Buchstaben.

„Wie Recht hattest Du, vieltheure Schwester," schrieb ihr Julian, „in dem Vertrauen auf Deinen Genius! Bis in diese Gebirgseinsamkeit hören wir Deinen Ruhm und Graf Lothar sammelt in Schönburg jedes Blatt, welches die kleinste Notiz über Diana Felsberg bringt. Auf dem Tisch von Acajouholz, im Zimmer seines Oheims ... dem Bilde gegenüber, das Dir so ähnlich sieht — erinnerst Du Dich noch seiner und der glücklichen Stunden, die wir im Park von Schönburg an jenem Sonntag fröhlich genossen? ...

auf dem Tisch also liegt in violettem Sammet gebunden, auf dem Deckel mit goldenen Blüthen, die Veilchenblumen darstellen, geschmückt, ein Album, welches Deine „Unsterblichkeit“ enthält — Du weißt, daß ich an keine andere glaube, als an die Erinnerung im Munde der Nachlebenden, nur glaube, daß in des Daseins unermess'nem Meere eine kleine, kleine Welle auch unsere Thaten, Worte, Gefühle in die Unendlichkeit rauschend trägt. Wie gesagt, Deine „Unsterblichkeit“ — und zwei oder drei Zeichnungen Deines lieben Gesichts, denen freilich Deine Süße und Dein Leben — also Alles fehlt. Billig zieht darum ein so feiner Kunstkenner, wie Graf Lothar, sein altes, liebes Bild den neuen vor. Bei so großer Freundlichkeit und so treuem Gedenken müßte ich eigentlich Deine Unart schelten, daß Du an jenem 21. October, wo Du mir nach Deinem ersten Siege schriebest, nicht einen Gruß für ihn hattest — indeß, Deine Gedanken fliegen wohl einen hohen Flug ... Schwesterchen, Schwesterchen, immer nur höher hinan, weiter empor, vor der alten Mythologie, vor Ikarus' und Phaeton's Geschick brauchst Du Dich nicht zu fürchten — denn, wenn Du selbst aus dem Olymp gestürzt würdest, wohin könntest Du anders fallen, als in die Arme der Liebe? In die Arme Deines Bruders, eines Freundes wie Lothar, an die Brust

Martha's ... und am Ende, wie ärmlich ist die Gunst der Götter gegen die Freundschaft der Menschen — vergieb; Niemand von uns dreien sagt dies der ringenden Künstlerin, wir rufen Dir nur zwei Worte zu: Hindurch! und hinauf!

„Allein grüße mir den Grafen, gleich wirst du erfahren, wie sehr er Dein Mitleid verdient, wenn du ihn zu klein für Deine Freundschaft halten solltest — eine Begebenheit, die uns Alle, weil sie so dunkel und unheimlich ist, in schmerzlicher Ergriffenheit quält.

„Ich muß da mit mir anheben — Herr Franziscus von Waldheim oder die Zeitungen werden es Dir gesagt haben: ich bin seit dem 15. November mit Martha vermählt. Ich bin kein Mensch des Rückhalts, der Verkleisterung für gebrochene Verhältnisse und Herzen — Töpfe kittet man wieder zusammen und Du wirst von unserer früheren Wirthschaft wissen, wie schlecht auch das geschieht ... Wunden aber müssen sich ausheilen, Jeder muß für sich und mit sich allein den Schmerz seines verletzten Gefühls überwinden lernen; ich lese da in einer begeisterten Kritik von Dir: Du glichest der Penelope; in diesem Augenblick zerrissen Deine Hände alle Harmonieen, um sie im nächsten schöner zusammenzuknüpfen. Ich hoffe, so wirst Du auch die Melodie Deines Herzens und Deines Lebens finden. Darum

sag' ich Dir: Deine Reise ist uns Allen zum Heil ausgeschlagen, sie brachte mich Martha näher, durch sie wurde unser Verhältniß unlöslich — und Du...

„Nun ja," unterbrach sie sich selbst, „das alte Lied — ich bin eine große Künstlerin! Glaubt er, ich könnte nun nicht mehr hassen? Es wäre Alles aus und vergeben, ich würde Martha gerührt an das Herz fallen?"

Stumm saß sie, gebeugt, die weiße Hand auf der weißen Stirn, d'rüber leicht gekräuselt ihre Haare rollten...

„Du hast den Genius mit Dir genommen," las sie weiter. „Wenn Martha und ich im Winter nach der Hauptstadt gehen, wirst Du die Güte ihres Herzens lieben, sie Deine Kunst bewundern lernen. Was Dich in ihrer Gegenwart vielleicht kränkte und drückte, ihr Adel, ihr Reichthum, das ist dahin. Jetzt heißt sie wie Du, und ich wünsche, daß Du bald noch einmal so reich sein mögest. Alle Frauen lieben das Geld. Bei meiner Bewerbung um Martha's Hand bewies sich Graf Lothar als wackrer Mann. Er erklärte mir offen, sie nicht unterstützen zu können; er müsse im Gegentheil seiner Verwandten das Gefährliche und, seiner Anschauung nach, Unpassende dieser Verbindung vorstellen. Er selbst würde keinen Augenblick anstehen, ein bürgerliches Mädchen, eine Bäuerin zu heirathen: nicht aber dürfe eine

Frau aus dem höchsten Adel des Landes diese Freiheit für sich in Anspruch nehmen.

In diesem Sinne schrieb er an Martha; als sie ihm antwortete: daß sie Alles erwogen und ihr Loos unweigerlich an das meine knüpfen wollte, eilte er zu mir, gab mir die Hand: es sei nun gut, er habe seine Pflicht gethan und rechne nach wie vor auf meine Freundschaft. Inmitten der Aufregung, der Verläumdungen und Verketzerungen, die unsere Heirath bei dem Adel der Provinz erregte, bei der offenen Mißbilligung des Herrn von Waldheim, überraschte Martha wie mich diese Handlungsweise des Grafen auf das Freundlichste — und wir bedachten nicht einmal, wie große Hoffnungen wir ihm zerstörten. Als die Prinzessin Anna im October die Provinz besuchte und eine Woche auf Schloß Schönburg wohnte, führte er mich zu ihr, wir waren zusammen in der St. Johanniskirche, in Andlau bei Martha.

„So nahte der Tag unserer Trauung. Welch' Mittel Martha angewandt, weiß ich nicht, aber nach einer langen Unterredung hatte auch Herr von Waldheim versprochen, unser Zeuge zu sein. Du kennst die Kirche von Andlau nicht ... es ist das schönste, mittelalterliche Bauwerk der Provinz, ursprünglich eine Cisterzienserkirche, das Kloster lag auf dem Grunde, der jetzt das

Schloß trägt, und zerfiel mit der Reformation. Die Kirche aber blieb unangetastet, in all' ihrer Schönheit, mit gothischem Portal, gothischen Pfeilern, ihren Spitzbogen, ihren Fenstern mit den mystischen Rosen. Die Andlau's hatten wie die Schönburg's romantische, mittelalterliche Liebhabereien von Zeit zu Zeit: so ward im Ganzen die Kirche in ihrem Glanz, ihrer Würdigkeit erhalten. In diesem Raume, in einem Wald von Pfeilern, unter Lauben von steinernen Bogen, zum Hochaltare über Blumen und Teppiche schreitend sich uns — Martha trägt ein schwarzes Sammetkleid, in ihren braunen Locken den Myrthenkranz, einen Spitzenschleier lang nachwallend, eine Perlenkette um den Hals ... die Kirche umschließt die zahlreichste Versammlung — um auch das Komische zu berühren — alle bürgerlichen Rittergutsbesitzer der Umgegend haben in unserer Vermählung eine „Art Demonstration gegen den Adel," eine „Anerkennung liberaler Principien" gesehen und sind mit ihren Familien erschienen, sie zu verherrlichen. Man achtet in solchen, von der Sitte gebotenen „feierlichen" Augenblicken, so lächerlich man sie finden mag, wenig auf die Andern und hat genug mit seiner eigenen „ordnungsgemäßen" Haltung zu thun, so bemerkte auch ich erst nach Beendigung der Ceremonie Lothar's verändertes Aussehen. Etwas Krankhaftes liegt zwar in

seinen Zügen, allein so erdfahl, starrenden Aug's, hatte ich ihn noch nie erblickt. Hart an der Mauer des Schloßgartens ist die Kirche gelegen; glücklich, heiter, stolz, wie sie in diesen Stunden war, wollte sich Martha Allen zeigen, die zu ihren Ehren zusammengeströmt; sie hatte den Garten öffnen lassen und ging nun an meiner Hand durch die bewundernden, ihr zurufenden Massen ... wahrlich, sie sieht wie eine Königin aus. Da, auf der untersten Stufe der Steintreppe, die zum Schloß führt, rief es plötzlich, selbst die Musik übertönend, dreimal: „Heil!“ Ein Mann drängt sich aus der Menge, er drückt den Saum von Martha's Schleier an seine Lippen: „Bruno Galor!“ schreit sie — schrei' ich ... auf der Stelle haben wir ihn erkannt, sie aus ihrer Jugend her, wo er Förster in der Andlauer Haide gewesen, ich von blutigeren Tagen ... „Herr Julian Felsberg, mein Lieutenant, ich bring' Ihnen den allerschönsten Gruß von Ihrer Schwester Diana.“ So kamen wir in's Schloß — ich wenigstens freudig erregt von Deinem Gedenken, Schwester, von dem Glücksruf eines alten Kriegskameraden ... die Uebrigen hatten die Geschichte wohl im Augenblick nachher vergessen. Oben im Saale aber fehlte Einer — Lothar. Ein plötzliches Unwohlsein, flüsterte mir Herr Franziscus zu, habe ihn bei dem Heransteigen der Stufen ergriffen ... wahr-

scheinlich von der schon rauhen und kühlen Witterung her. Ich wollte selbst zu ihm hinübergehen, als er mir entgegentrat, blaß, verstört, aber doch ruhig, in jener lässigen, verschüchterten Weise, die Du von ihm kennst.

„In den Tagen nachher wuchs sein Trübsinn, seine Schweigsamkeit, Gespräche, die er trotz meiner Abmahnung mit Bruno Galor über eine verjährte Begebenheit hatte — ich will Dich nicht mit ihrer Erzählung langweilen und Deine gold-rosigen Hoffnungen des Schönen und Erhabenen mit der Betrachtung unsers Elends und unserer Jämmerlichkeit unterbrechen — verdüsterten ihn noch mehr und ich wagte zuletzt ihn nach der Ursache seines Kummers zu fragen. Bei aller Schwäche in kleinen Dingen liegt in ihm eine zähe Willenskraft, eine undurchdringliche Verschlossenheit; er wich meiner Frage nicht aus, aber erklärte sein seelisches Mißbehagen für die Wirkung körperlichen Unwohlseins, in jedem Herbst sei er leidend, nervös — das wäre ein Erbübel seines Geschlechts, überdies quäle es ihn, daß er nach Galor's Aussagen daran verzweifeln müsse, dem Schatten seines Oheims und seinem eigenen Versprechen gerecht zu werden.

„Ich stellte mich, als befriedige und beruhige mich seine Erklärung und bat ihn nur, sich mehr zu zerstreuen, eine Reise zu unternehmen und nicht in dem feuchten Herbstwetter auf seinem einsamen Schloß stillzusitzen.

Daneben suchte ich von seinen ältern und vertrauteren Dienern bessere Aufklärung; lange vergeblich, obwohl Alle meine Besorgniß für ihren Herren theilten. Was ich zuletzt von dem alten Manne erfuhr, der uns an jenem Sonntag in der Burg umherführte, ist unverbürgt, wunderlich und würde, handelte es sich nicht um das Geschick eines mir lieb gewordenen Menschen, nur mein Lachen und meinen Spott erregt haben. Ueberall regt sich der Wunderglaube wieder, Tischrücken, Geisterklopfen — nun stehst Du vor mir, Deine Hand auf den breiten Flechten, die Augen halb verschleiert, einen unbeschreiblichen Zug feinsten Spottes um den Mund und — bedauerst mich, daß ich Dir von ähnlichen Dingen erzähle. Mir aber ist es bei alledem erklärlich, daß hier und dort unter dem Adel, der die letzte Stunde seiner Sanduhr verrinnen sieht, mit dem Gedanken an seine ehemalige Herrlichkeit und Größe, auch die Sagen, das Wunderbare, Eigenthümliche wieder auftauchen, wodurch die einzelnen Geschlechter sich von einander unterscheiden, was ich ihr geistiges Besitzthum und Erbtheil nennen möchte. Von manchen, die in der Gefahr des Ertrinkens waren, hast Du gelesen, daß in dem Augenblicke, der ihrer Bewußtlosigkeit voranging, ehe die rettende Hand oder Welle sie an den Strand trug, ihr ganzes Leben noch einmal, gleichsam krystallisirt, vor

ihnen sichtbar ward — was wir sonst nie ergründen: jede That in ihrem Ursprung, ihren Folgen, das Unabsichtliche, Zusammenhangslose schauten sie da als ein kunstvolles Gewebe. Etwas Aehnliches ist mit dem Grafen Lothar vorgegangen.

„Die Schönburg's — und ich schreibe nach, was mir der alte Arnold wie im tiefsten Geheimniß anvertraute — haben eine unheimliche Familientradition: jedem von ihnen würde am 13. November des Jahres, das ihrem Tode vorherginge, durch eine Erscheinung die Stunde ihres Ablebens angezeigt. Diese Erscheinung müsse auch der Graf in der verhängnißvollen Nacht, kurz vor seiner Abreise nach Andlau zu meiner Vermählung, erblickt haben. Auf meine Frage an Arnold, wie er sich denn diese angebliche Erscheinung vorstelle, ob sie Mann oder Weib wäre, antwortete er lange nicht und gestand erst nach meiner Versicherung, daß ich seinen Worten vollkommenen Glauben schenke: es sei immer „der Geist“ der zuletzt auf dem Stammschlosse verstorbenen Dame des Geschlechts, dem Grafen sei zweifellos seine Großmutter, Philippine Andlau, erschienen. Dem greisen Diener wurde seine Erklärung noch dadurch wahrscheinlicher, daß diese arme Philippine von ihrem Gemahl in jener Burgruine gefangen gehalten und zuletzt sogar ermordet wäre, „ihr Geist“ also keine

Ruhe im Grabe hätte. Von solchen Hirngespinnsten konnte aber doch Lothar's leidlich freier Kopf nicht erschüttert werden ... im Gegentheil, wenn seine Schwermuth und Unruhe nicht schon seit zehn Tagen wachsend fortdauerte, wüßte ich eine sehr heitere Auslegung — ein Bild Philippinens hängt in dem Zimmer, wo wir damals frühstückten ... jetzt wette ich um einen Kuß, mein Schwesterchen ist roth über und über, roth bis an die Schläfen und tief in den Nacken hinein, sie erinnert sich, daß Philippinens Portrait ihr eigenes Bild im Costüm von 1790 ist ... Schwester Diana, solltest Du es dem Grafen angethan, Du ihm die Stunde seines Todes angezeigt haben? Du begreifst, wenn meine Erklärung nur einen Schimmer von Wahrheit hat, welche Heilkraft ich einer Zeile Deiner Hand zuschreibe: was gespenstisch schreckte, wird sich dann in holdes Leben verwandeln. Aber eile Dich mit deinem Gruße, Lothar will in der nächsten Zeit reisen: sich selbst entfliehen, wie er sagt — und so groß die Sehnsucht sein mag, die ihn zu Dir zieht, seine Schüchternheit und das Dunkel um ihn werden ihn dennoch von Dir fern halten.

„So viel von uns, denen das Leben sonst still verrauscht ... „fließe, fließe lieber Fluß" — nicht ganz ohne Hoffnung, aber beinahe ohne Wunsch und ohne Furcht. Martha zumeist glaubt in einen Hafen des

Glücks und des Friedens eingelaufen zu sein. Nur im Verlassen der Welt, in einem beschränkten Kreise genießt man sich selbst, predigt sie täglich. Und was ist sie für eine beredte und liebliche Priesterin! Sie will nie mehr zurück in die große Welt, in die Irrungen des Daseins und des eigenen Gefühls. Wie so hoch weg über uns läuft jetzt Deine Straße, schwindelnd und doch bewundernd folgen Dir meine Gedanken nach."

„Er beneidet mich schon," sagte Diana und ließ das Blatt in den Schooß fallen. „Das ist der erste Pfeil, der ihn trifft. Warum hat er seine Entwürfe und seinen Ehrgeiz für ein gemächliches Stillsitzen verkauft?"

„Kürzlich," fuhr sie dann weiter im Lesen fort, „meldeten uns die Zeitungen, daß Du im Saal des Königs gewesen . . . ich mußte unwillkürlich lachen, wenn ich dabei Deiner republikanischen Gesinnung gedachte — so wunderlich spielen die Götter mit uns. Wie sollen wir sie nur nennen: gütig oder grausam? Du aber hüte Dich ein wenig vor den irdischen und bleibe Römerin. Bald wirst Du wieder mit zweien zusammentreffen, mit der Prinzessin Anna und Herrn Franziscus von Waldheim. Es wird Dir unmöglich sein, sie zu vermeiden, aber bleib frei von ihnen, so viel Du kannst. Herr Franziscus ist mir, seit ich ihn häufiger gesehen,

immer unheimlicher geworden. Es ist nicht nur sein Uebertritt zum Katholicismus, sein Renegatenthum, das ihn mir verhaßt macht, um ihn weht etwas Schreckhaftes, Blutiges. Ohne daß wir uns je darüber ausgesprochen, merk ich an gewissen untrüglichen Zeichen, daß auch Martha nicht günstiger von ihm urtheilt. Nach dem Tode seines Bruders schwur Herr Franziscus seinen protestantischen Glauben ab, die römische Geistlichkeit beeilte sich, ein Wunder in dieser Bekehrung eines vornehmen und leichtsinnigen Norddeutschen zu sehen. So ward er mit den Leitern der Kirche bekannt, in ihre Tendenzen eingeweiht, mit allen Bekehrten theilt er den fanatischen Eifer für die neue Lehre, den Haß gegen die alte. In dem Kreuzzug, den die römische Weltanschauung wiederum gegen den Protestantismus vorbereitet und an den äußersten Punkten schon begonnen hat, betrachtet man ihn als einen Vorkämpfer, einen Tempelritter — natürlich, ohne Schwert. Zunächst wird er nur Anhänger, Proselyten gewinnen sollen — Alles in einem Wort, ich glaube, bei Martha ist er mit seiner Bekehrung gescheitert, bei der Prinzeß Anna hat er Fortschritte gemacht. Unstät, schwankenden Geistes, wie alle Frauen mit einer unendlichen Sehnsucht nach Freundschaft und Liebe, kinderlos nach einer zwölfjährigen unglücklichen Ehe, mit einem großen, unabhängigen Pri-

vatvermögen ist die Prinzeß wie vorherbestimmt zu Rom's Gemeinde. Auf phantastischem Gaukelspiel beruht die römische Kirche, in phantastischem Schattenspiel verliert sich haltlos solch ein Frauenherz. Herr Franziscus hat eine einnehmende Persönlichkeit, eine beredte Zunge — zuweilen soll er aussehen, wie ein Johannes Baptista von Leonardo da Vinci ... wie mischt sich da Irdisches und Himmlisches, Liebe und Glaube zu einem buntschillernden, betrügerischen Schein zusammen. Und dies „Schattenspiel an der Wand", vom Nebel des Diesseits und dem noch dichteren Nebel des Jenseits gewoben, wofür der ruhig betrachtende Geist nur ein Wort hat: „Trödel!" soll heilig sein! Ich billige nicht ganz Lothar's weltverachtende Philosophie, aber dem gegenüber, wer unterschriebe nicht seinen Ausspruch: „alles Dasein ist Betrug!"

„In diesen Kreis, Schwester Diana, wirst Du nun hineingezogen werden ... halte Dich wacker, denke immer, daß Du eine Tochter der Musen und eine geborene Heidin bist. O daß dein Frühling wieder uns umwehte, dein Himmel wieder über uns leuchtete, sonnig, im lichtverklärten Blau, deine Götter und Helden unter uns wandelten, Land von Hellas! Lieblicher klänge da Deine Leier, muthiger schlüge mein Herz ... genug, auch durch die Sansara unsers Lebens müssen wir hindurch, dazu nimm meinen Gruß und mein Glückauf!

Prosaisch wendet sich nun mein Gedanke dem Alltäglichen zu — Bruno Galor hat mir so viel von einem seiner Freunde, Berthold Hart, geredet, den auch Du kennen sollst, daß Du ihn auffordern magst, hierher zu kommen; ein guter Zeichner wäre mir erwünscht ... im Uebrigen hat ihm Galor geschrieben. Du ahnst schon: ich hab' noch etwas auf dem Herzen. Denkst Du des harten Wortes noch, das Du mir in der Abschiedsstunde sagtest? Oder ist es jetzt unter besseren Sternen in den Wind verhaucht? Nicht wahr, Du hassest sie nicht mehr ... eben reicht sie mir diesen Brief für Dich. Damit leb' wohl, meine süße Schwester Diana."

Ruhig faltete sie den Brief des Bruders — den kleinen, rosarothen Martha's hielt sie eine Weile wie wägend in der Hand. Langsam zündete sie dann eine der Kerzen auf ihrem Schreibtisch an und verbrannte in ihrer Flamme das Papier — nicht achtend, daß sie ihr die Haut versengte, ballte sie die Asche mit ihren Fingern zusammen.

Einige Stunden später erschien sie vor der Prinzessin.

Was ihr Julian von derselben und ihrem wahren oder vermutheten Verhältniß zu Herrn Franziscus mitgetheilt, hatte ihre Neugierde erweckt und eine lebhafte Erinnerung an jenes Gespräch hervorgerufen, das sie auf dem Ritt nach Andlau mit Franziscus geführt ...

welche Absicht konnte er nur hegen, sie, die so grundsätzlich von den seinen verschiedenen Anschauungen nachhing, in die Nähe der Prinzessin zu bringen?

Glaubte er in seinem römischen Hochmuth, sogar sie zu bekehren?

Mit der Erwartung einer eigenthümlichen Begegnung betrat sie den Palast der Prinzessin.

In dem Gemach verbreitete nur eine Ampel von mattgeschliffenem rosenrothen Glase ein gedämpftes Licht, durch die geöffneten Seidenvorhänge fielen einzelne, schärfere Lichtstrahlen von den im Nebenzimmer leuchtenden Lampen über Decke und Wand. Dort saßen die Damen der Prinzessin, ihr Kammerherr — vielleicht, so weit Diana dies beobachten konnte, einige Gäste, im halblauten Gespräch, die Prinzessin blieb eine Zeitlang mit ihr allein. Im Allgemeinen hatte sie Julian richtig geschildert — Prinzessin Anna war weder schön noch hervorragenden Geistes, eine stille, langsame, blonde Frau. Mit einem Blick der Bewunderung sagte sie Dianen: „Wie so jung sind Sie noch, mein liebes Kind... so jung und schon so berühmt! Welche Anstrengungen müssen Sie überwunden haben!“

Eine Frömmlerin, wie Diana beinahe gefürchtet, war sie doch nicht, in keiner ihrer Aeußerungen trat es wenigstens hervor, im Gegentheil, sie lächelte gutmüthig,

als Diana auf ihre Frage erzählte, daß sie mit einer alten Composition auf das Salve regina vor der Königin die meiste Ehre eingelegt habe.

„Lieben Sie die kirchliche Musik der Italiener?" fragte darauf die Prinzessin.

„Ich habe noch nie das Glück gehabt, eine Messe Palaestrina's in einer wirklich altkatholischen Kirche vollendet in Spiel und Gesang zu hören, im Voraus wage ich über meine Empfindung nicht zu urtheilen . . . auch ich mag hingerissen werden, aber lieben, Hoheit, lieben werde ich sie nie. Die katholischen Hymnen sind süß, weich, oft von einer auch in den Tönen liegenden Schwärmerei: man sieht gleichsam die Christen, die Frauen, mit den Kindern an ihrer Hand, in den Circus treten, ihnen gegenüber aufspringend Löwen und Tiger, wie alle die Hand erheben: „Heiliges Kreuz! Einzige Hoffnung!" und nun der Himmel sich den verzückten Augen öffnet und auf den blutigen Sand der Arena die Engel himmlische Rosen und Palmen streuen. Mir ist, als wäre das Evoë des Heidenthums in eine Elegie umgewandelt, nichts mehr. Unter diesen Harmonieen kann die Seele gen Himmel steigen, ein Stephanus seinen Leib steinigen lassen... aber kämpfen, Hoheit, den Kampf der Welt bestehen kann man nicht mit ihnen. Wie ganz anders braust es da: „Ein' feste Burg ist unser Gott!"

Im katholischen Hymnus klagt eine unterdrückte, thatlose Masse, im protestantischen Liede springt sie empor, nicht sowohl des Paradieses als des Streites sich bewußt, den sie hienieden für das Gottesreich auszufechten hat."

„Sind Sie so muthig, liebes Kind, daß Sie die Schlacht dem Frieden vorziehen?"

„Ich bin ein armes Mädchen, Hoheit, da muß ich mich wohl rühren und es mit dem Kriege halten, der uns vorwärts bringt."

„Wäre es denn nicht besser, wir gediehen alle in Einigkeit mit einander und mit uns selbst?"

„Gewiß — und dem Herzen der Edeln ist diese Einigkeit Aller das höchste Ideal, der schönste Traum. Ob er zu verwirklichen ist... ich weiß es nicht. Wie aber einmal die Welt verläuft, müssen die Armen im harten Kampf jeden Stein erringen, auf dem sie stehen wollen."

„Haben Sie so schlimme Erfahrungen gemacht, liebes Kind?" fragte die Prinzeß theilnehmend.

Darauf erwiederte Diana nicht, sie drückte nur die ihr halb entgegengestreckte Hand der Dame an ihre Lippen. Die Prinzeß verstand diese Antwort und fürchtete schon zu stark kaum verharschte Wunden berührt zu haben... „Hart ist jeder Lebensweg, mein Kind," meinte

sie noch sanft, „und auf wie wenigen grünt der Lorber, der doch jetzt den Ihrigen beschattet.“

Sie rief ihre Damen... die Unterhaltung ward allgemeiner, bedeutungsloser — jetzt eine Stadtgeschichte, eine Wetterbeobachtung, darauf ein Kunsturtheil, ein minutenlanges Verstummen der einzelnen Gespräche, wenn die Prinzeß sich zu einigen Worten sammelte...

Diana spielte dann ihren „König von Thule“ — nicht ohne innerlichen Zwang, es war Alles so nüchtern und trocken umher... ihr fiel ein, wie viel behaglicher und harmloser sie im Saal der Eppstein's sitzen würde — es ist Donnerstagabend... wie sie vorschlagen würde, in dem Novembernebel, den das Mondlicht magischen Scheins durchleuchtet, daß er wie ein Gewebe von Silbergaze schimmert, durch den Park zu fahren... sie lacht tief in ihr Herz hinein über das letzte Gedicht Arthur's, wie sie durch ihre Erzählung von der Erscheinung, die dem Grafen Lothar geworden, allen Mädchen einen Schauer einjagen würde... vielleicht könnte sie gar noch mit Clotilden auf eine Stunde einen Maskenball besuchen...

Unter lautem Beifall steht sie auf, ihr erster Blick begegnet dem eben eintretenden Herrn Franziscus von Waldheim.

Zum Glück versenkt sich die Prinzessin bald in eine

weitschichtige Unterredung über das nächste Hoffest mit einer ihrer Hofdamen, die Gesellschaft löst sich in kleinere Kreise auf. So kömmt Herr Franziscus zu Diana — lange hat er sie aus der Entfernung geprüft, aber keine Veränderung an ihr entdeckt.

Beide stehen in der Nische eines Fensters, die ersten Begrüßungen, Fragen und Antworten sind ausgetauscht.

„Als wir schieden,“ sagt Franziscus, „wer hätte da prophezeien können, daß ich Sie so wieder sehen würde!“

„Spiele des Zufalls!“

„Sie werden jetzt über den Vorschlag lächeln, den ich Ihnen in der Haide machte.“

„Nicht doch . . . in meiner damaligen Stellung, es war eine Freundlichkeit von Ihnen — eine unbedachte . . .“

„Unbedacht?“

„Sie vergaßen, daß ich nicht katholisch bin, sondern ein Weltkind.“

Herr Franziscus runzelt die Stirn, das Auge hält er fest am Boden: „Fräulein Diana Felsberg, auch Ihnen kann die Stunde der Erkenntniß schlagen. So viel auf Ihre Worte. Was sonst noch Bitteres für mich darin liegt, will ich vergessen.“

„Es sollte keine Bitterkeit darin sein.“

„Und dann,“ fährt er fort, zum erstenmal aus seiner Zurückhaltung hervorgehend, vielleicht weil er gereizt ist,

„die Kirche hat ja nicht allein Märtyrerpalmen und Dornenkronen zu verschenken, auch andere Kränze ... eine so kluge Dame sollte das nicht wissen? Sie betrachten das römische Wesen mit Vorurtheilen, Sie erblicken nur Geistlosigkeit und überwundene Phantastik darin ..."

„Mag sein!" entgegnete sie rasch. „Aber ich frage Sie selbst, Herr von Waldheim, was kümmert mich dieser heilige Trödel? Ich will nichts als leben, und besser, als ich die römische Hofgeschichte zu kennen brauche, sollten Sie, gerade Sie doch wissen, daß Diana Felsberg sich nicht vor dem Tode fürchtet."

„Beruht nach Ihnen der Glaube in der Furcht des Jenseits?"

„In nichts anderm. Wer im Gemeinen steht, fürchtet Gemeines — Höllenstrafen, Fegefeuer, die Besseren erschrecken wie Hamlet „vor den unbekannten Uebeln," alle suchen im Glauben einen Schutz gegen die etwaigen Träume nach dem Tode."

„Und führt uns das Bewußtsein unserer Hülflosigkeit, unserer Sünde nicht zu Gott? Welch' deutliches Beispiel seiner Allmacht und der Schwäche unseres Geistes hat er vor unsern leiblichen Augen an dem Grafen von Schönburg gegeben!"

Sie unterdrückte ein Lächeln: „Machen Sie Geister-

erscheinungen zu Boten Gottes? Indeß, dies beiseit — ich nehme großen Theil an des Grafen Krankheit, er ist ein so werther Freund meines Bruders . . .“

„Ihr Bruder hat Ihnen darüber geschrieben?“

„Einiges. Aber Sie scheinen besser unterrichtet zu sein.“

„Kaum. Allein es ist natürlich, daß man in solchen Prüfungen des Herrn lieber zu den Gläubigen als zu den Weltkindern flüchtet.“

„Ich verstehe. Der Graf hat bei Ihnen Rath und Heilung gesucht.“

„Das sag' ich nicht, er fand nur Dinge, über seine Philosophie hinaus.“

„Wieder wie Hamlet. Ich denke, es wird freundlicher enden, der Rest Lachen und nicht Schweigen sein.“

„Sahen Sie den Grafen?“

„Wie sollt' ich . . .“

„Er ist seit zwei Tagen in der Stadt, er ist gefährlich krank.“

Nun wallte sie auf . . . „Herr von Waldheim!“ Ihr Auge blitzte. „Das sagen Sie mir erst jetzt!“

Mit hastigem Schritt verließ sie das Fenster.

Betreten folgte Herr Franziscus. „Was haben Sie nur vor?“ fragte er flüsternd.

„Wenig,“ antwortete sie in gleich leisem Ton. „Ich werde morgen den Grafen besuchen.“

„Sie, Fräulein Felsberg?“

„Ich. Wahrhaftig ich bin neugierig, wer stärker sein wird, Ihre Heiligen und Dämonen oder Diana Felsberg.“

Während sie sich so der Prinzessin wieder näherte, verlor sich bis auf einen stärkeren Schimmer der Röthe auf ihrer Stirn die Erregung in ihrem Gesicht — Herrn Franziscus beachtete sie nicht mehr. Auch er redete hinüber und herüber mit den Andern, einmal glitt sein Blick nur noch über sie hin . . . „giebt es denn kein Mittel, sie zur Demuth zu zwingen?“ schien er zu fragen.

Da erhob sich die Prinzessin, sie entließ die Andern mit gnädigem Kopfnicken, Dianen reichte sie die Hand.

Auf der Treppe zum Hofe des Palastes hinab, in dem die Wagen standen, streifte ihr Kleid Herrn Franziscus.

Bis zur letzten Stufe gingen sie schweigend.

„Wie spät ist es?“ fragte sie.

„Die zehnte Stunde.“

„Das Wetter ist heller geworden . . wie so zauberhaft webt das Mondlicht um Stein und Fenster. Sie wollen noch durch die Stadt gehen?“

„Ich versprach dem Grafen, ihn heute noch aufzu-

suchen, vielleicht einen Spaziergang mit ihm zu machen, er liebt das Wandeln in der Nacht."

„Da möcht' ich Sie fast bitten, ihm nichts von mir zu sagen. Ueberraschung wirkt oft so gut. Indeß, wie Sie wollen, wie Sie mögen. Sie eilen zum Gebete — ich zum Tanzen . . . ach, Herr von Waldheim, was ist gut, was böse? Seifenblasen sind beides und meine ist bunter . . . Gute Nacht!"

V.

Ueber des Waldes entlaubten Wipfeln wandelt der Mond — nicht mehr hindert dicht verschlungenes Blättergrün den siegreichen Zug seiner Strahlen ... hell erglänzen die oberen Fenster des Erkerhauses von ihnen.

Ueberall ist es still geworden, auf dem Wasser des Kanals, in den Nachbarhäusern — Licht um Licht ist erloschen, der Wind, der den ganzen Tag getobt, hat seine Schwingen gesenkt, kaum bricht an den mächtigen Bäumen noch zuweilen ein dürrer dünner Zweig vom Ast. Langsam spinnen unsichtbare, geschäftige Hände um die Erde ein Nebelkleid.

Als im Saal der Prinzessin Diana zu Herrn Franziscus in die Fensternische trat, hatte eben in seinem Zimmer Herr André Crozat seinen blauen Frack zum dritten Mal zugeknöpft und war im Begriff, den untersten von seinen fünf vergoldeten Knöpfen wieder aus seiner Gefangenschaft zu erlösen, da bemerkte er unter seinen Zuhörern eine leise Bewegung und hielt dies für

ein günstiges Zeichen seine lange Rede mit einer „grandiosen“ Wendung zu beschließen. Während die Finger seiner rechten Hand am Knopfloch arbeiteten, erhob er pathetisch die linke: „Die Nachwelt wird Sie krönen, Freund, die Nachwelt; sagen Sie mit mir: ich verachte die Zeitgenossen.“

Den Professor abgerechnet, vernahmen, in dem stillen, wie alle Räume des Erkerhauses behaglich eingerichteten Gemache, noch drei Menschen mit sehr verschiedenen Empfindungen diesen Ausruf.

Fast ganz im Schatten, in dem hohen Lehnstuhl vor dem Schreibtisch des Professors lag Clotilde, durch ein weit anderes Gefühl als Weltverachtung hier gefesselt ... im kostbarsten Kleide, mit üppig wallendem Haar, in dem Halbdunkel, wenn sie ihre Augen funkeln ließ, hexenhafter, verführerischer als je. Entfernt von ihr, den Kopf an die feuchten Scheiben gedrückt, träumte Berthold in die Nebel hinaus, lauschte, ob noch immer nicht das Rollen eines Wagens ihre längst erwartete Ankunft verkündige.

In der Mitte des Gemachs, sich gegenüber an dem breiten Tisch, hell beschienen von dem Licht einer Astrallampe — die übrigens nicht Herrn André Crozat, sondern zum Inventarium oder, wie Diana zu Arthur gesagt, zur „gemüthlichen Anarchie“ des Erkerhauses

gehörte — saßen der Held und der Märtyrer dieses Abends.

Armer Giovanni Bellori, bist du darum aus Rom herübergepilgert, um im kalten, ungastlichen Norden deinen Sturz vom tarpejischen Felsen zu erleben? Du hättest es leichter haben und dir manche Mühe ersparen können ... Rom ist und ganz Italien eine classische Erde für Märtyrer. Nun bist du zu den Barbaren gekommen und hofftest, mit den Tönen deiner unglücklichen, vor dir liegenden Geige bei ihnen die Steine zum Tempel deines Ruhmes sich zusammenfügen zu lassen — was zuckst du mit krampfig zitternder Hand über die traurig klingenden Saiten? Ja, wenn die Steine Ohren, oder wenigstens die Menschen Götterohren hätten ...

Jämmerlich ist die Ouvertüre seiner Oper vor einer Stunde im Concert durchgefallen. Sein „Nero," den er für eine „musikalische Tragödie" ausgab, ist schon in der Wiege vom Gelächter des Publikums erstickt worden. Wie so Viele hatte Bellori die Empfindung des Schönen, die in ihm lebte, mit der Kraft, es zu erschaffen, verwechselt; statt bescheiden sein eigenthümliches, wenn auch nur kleines Talent zu pflegen, immer mehr eins mit seinem Instrumente zu werden, trieb ihn der künstlerische Hochmuth, die innere Ueberzeugung, daß

er im Grunde doch höher und edler begabt sei, als Diana, die ihn so weit überflügelte, zu dem gewagten Beginnen: seine Oper, an der er schon in Rom gearbeitet, zu vollenden und dem Publikum vorzuführen. Auch er wollte nicht mehr Gefühle, sondern Gedanken und Begebenheiten ausdrücken. Seine Ouvertüre bemühte sich nach einander ein Bacchanal im goldenen Hause des Nero, den Brand von Rom, Liebesscenen und Gefechte im Circus, den Schiffbruch der Agrippina und den Tod des Kaisers in Tönen zu malen. Vergebens warnten Alle, die den Proben beiwohnten, vor der öffentlichen Vorführung dieser ungeheuerlichen Composition. Leicht entzündlich, wie Bellori war, hielt er seine Freunde selbst für neidisch auf seinen Ruhm, Diana äußerte sich weder billigend noch tadelnd über sein Werk; ein Thor müsse seinen Willen haben, meinte sie. Da er an dem Glauben von der Vortrefflichkeit seines Werkes festhielt, fanden sich zuletzt einige Bewunderer um ihn.

Jetzt ist die Bewunderung dahin, auf Augenblicke auch sein Glaube. Mit seinem Mißgeschick hatte die versteckte und niedergehaltene Tollheit seines Wesens ihr Haupt erhoben, ein Irrsinniger stürzte er aus dem Concertsaal. Aber zu seinem Glück saß unter den Zuhörern Arthur Eppstein, die einzige mitleidige Seele in der lachenden und lärmenden Versammlung; er beschwor

Clotilde und Herrn André Crozat, der bei solchen Gelegenheiten, im Theater und in Concerten, mit großem Anstand als „gefälliger Oheim“ auftrat, den Unglücklichen nicht zu verlassen, ihn nach dem Erkerhause mitzunehmen, denn in seiner gereizten Stimmung sei das Gefährlichste von ihm zu befürchten; er selbst würde später hinauskommen, auch Fräulein Diana müsse bald heimkehren und ihren „Engelsworten“ werde es gelingen, den finstern Geist von dem Haupte des armen Freundes zu verbannen.

Alle Flüche und Verwünschungen der italienischen Sprache waren von Bellori's Lippen gerauscht. Schweigend, das häßlich verwilderte Gesicht in den Händen verbergend, lag er in der Sophaecke, während André Crozat mit großer Beredsamkeit des Ruhmes Nichtigkeit auseinandersetzte, auf die Verschlechterung des Zeitgeschmacks schmähte und mit jenem erhebenden Ruf an die Gerechtigkeit der Nachwelt schloß. Schon hatte er auch in der allgemeinen Stille seinen blauen Frack wieder aufgeknöpft und blickte mit der Miene eines Siegers zu Clotilden hinüber, als unerwartet Bellori aufsprang, in der alten Raserei: „Und ich bin doch ein Künstler!“ rief er. „Sagt, was ihr wollt — doch ein Künstler! Hörtet ihr nicht das Geprassel der Flammen, den Sturz der Tempel und dazwischen das göttliche Lied von Ilion's

Fall, das der Kaiser rosenumkränzt auf goldener Leier anstimmte? Wie die Wogen des Feuers und die Tonwellen zu einer Harmonie zusammenrauschten? Himmel und Hölle — das war eine Musik! Aber ich weiß auch, wer mich zu Falle brachte! Sein böses Auge leuchtete über mir, als ich den Taktirstab erhob, es beherrschte und bezauberte die Musikanten und verwandelte die Ohren der Zuhörer in Eselsohren, die Eurigen natürlich ausgenommen, Signor André Crozat. Allein er wahre sich, dieser zwiefache Mörder! Diesmal soll er mir nicht entkommen, wie auf dem palantischen Hügel — diesmal nicht!"

Bestürzt flüchtete Herr André Crozat, der trotz der schmeichelhaften Versicherung des zornigen Meisters ihm nicht recht traute, hinter den Sessel Clotildens. Wie auf einen grotesken Heldenspieler richtete diese ihre Blicke, die aus der Vergangenheit, einer Welt des Traumes in die Gegenwart zurückkehrten, auf den im Zimmer Auf- und Abstürzenden und nur Berthold sagte: „So mäßigt Euch doch, Mann! Wenn Eure Musik gut ist, spielt sie noch einmal, nehmt Euch dann zusammen und laßt Augen Augen sein."

Diese Meinung errang den ganzen Beifall Herrn Crozat's. Auch er erklärte sich gegen den „überwundenen, neapolitanischen Aberglauben" Bellori's, in der

so trefflich eingerichteten, auf mechanischen Gesetzen beruhenden Welt habe „der böse Blick“ gar keinen Raum für sich; er für sein Theil glaube, bei der Aufführung der Ouvertüre seien die Geigen schlecht gestimmt und die Trompeter heiser gewesen, zuletzt müsse er dem Meister auch zu bedenken geben, ob das großartige musikalische Kampfgemälde des Circus nicht „der menschlichen Schwäche“ wegen einige Milderungen erfahren könne.

Darauf sah ihn Bellori, in seinem raschen Gange innehaltend, mit einem Blick des Mitleids an und sagte nur: „Ich habe Euch für gescheiter gehalten, Signor Crozat, Ihr seid und bleibt ein Narr.“

Ehe noch der Professor sich von seinem gerechten Erstaunen über diesen unerwarteten und unverdienten Ausfall zu einer Erwiederung gesammelt, wandte er ihm den Rücken und fing an seine Geige zu hantiren und einige grelle, scharfe Töne fortwährend auf den immer schriller klingenden Saiten abzuspielen.

So bemerkte er, in seinem Spiel verloren, und Herr Crozat vor Entrüstung nicht, daß Clotilde aufgestanden und zu Berthold an das Fenster getreten war.

„Berthold!“ sprach sie leise.

„Fräulein Walther?“

Er nannte sie längst nicht mehr mit dem süßen, traulichen Du der ersten Liebe. Zwei, dreimal hatte er

sie seit dem Begegniß auf dem Schildhorn wiedergesehen. Die Worte, die einzigen fast, die damals Diana zu ihm gesprochen: „besuchen Sie doch Ihre Eltern!“ verloren bald ihr Geheimnißvolles und Unverständliches, als er erfuhr, daß sie im Erkerhause wohne. Zwar an Abenteuer, Liebesgeständnisse war bei der vornehmen und stillen Dame, die schon mit einem Blick ihre Würde zu wahren wußte, nicht zu denken, aber in anderer Weise erfüllte auch das kürzeste Gespräch mit ihr, ein Gruß im Vorübergehen Berthold mit unbeschreiblichem Entzücken. Für Dinge, die Clotilde nie eines Gedankens oder einer Erwähnung gewürdigt, was er arbeite, welche Hoffnungen er habe, wie weit seine Kunst ihn führen könne, zeigte Diana eine wohlthuende Theilnahme, sie betrachtete seine Zeichnungen, folgte seinen Auseinandersetzungen und — so rasch diese Augenblicke auch vorbeirauschten — sie waren für Berthold die werthvollsten, die er noch erlebt. Es schmeichelte ihm, daß zum erstenmal ein Mädchen Verständniß für sein innerliches Dasein, sein Ringen und Streben offenbarte, es überraschte ihn, in dieser so zarten und fast gebrechlichen Gestalt eine Standhaftigkeit und Zähigkeit zu finden, die er selbst kaum besaß, einen Aufschwung des Geistes, der ihn mit sich fortriß. Viel redete Diana nicht mit ihm, beständig aber kehrte sie zu der Mahnung zurück:

er müsse Alles thun, Alles ertragen, um in die Höhe zu kommen. Ueber sein Liebesverhältniß zu Clotilden hatte sie nur gelächelt, die Zeit der Schwärmerei sei hoffentlich für Beide vorüber. Freilich war Clotilde selbst anderer Meinung, sie liebte Berthold noch und hätte sich gern in die alte Neigung und die alte Heimath geflüchtet, nur das Aufgeben des Glanzes und der Fülle, die sie jetzt umgab und berauschte, durfte es sie nicht kosten. Zuweilen erregte Diana ihre Eifersucht, dann wollte sie wohl „mit der treulosen Freundin brechen;“ aber äußerlich fand sich doch kein Grund dazu, die Ueberlegung, ob Arthur sich nicht der Gegnerin anschließen und sie selbst fallen lassen würde, die Berechnung, wie vortheilhaft ihr dieser Umgang sei, wie gerade durch ihn ihre Verbindung mit Arthur sich inniger zusammenknüpfe, zwangen Clotildens empörtes Herz wieder zur Ruhe. Eines Abends war Diana offener gewesen: „Sie möchten gern wissen, Clotilde,“ hatte sie gescherzt, „was ich mit Berthold vorhabe? Gut, ich weiß es selbst nicht. Es ist eine Laune — er sieht meinem Bruder ähnlich. Kann sein, daß ich mich in einem Jahre kaum seines Namens noch entsinne. Es verrauscht uns gar so viel, wenn wir es nur fließen, immer verrinnen lassen. Und Sie, Clotilde ... wenn ich nicht Frau Eppstein werde, müssen Sie es werden.“

Indeß, wenn Clotilde die Wahl zwischen Berthold und Arthur gehabt, hätte die Wage länger geschwankt; nur die bittere, unbarmherzige Noth, ihr Leichtsinn und ihre Genußsucht entrissen sie ihrer Neigung. Jetzt aber war eine günstige Stunde ihr erschienen, ohne Gefahr konnte sie wieder die alte sein, Berthold ihr ganzes Herz erschließen. Niemand unterbrach sie; Bellori beschäftigte sich mit seiner Oper und seiner Geige, Herr André Crozat arbeitete in schweigender Empörung unter seinen Büchern, die gefährliche Nebenbuhlerin war noch fern — und sie selbst, sie entsann sich keines Abends, an dem sie glänzender und begehrenswerther; wie der Stern des Morgens gestrahlt . . .

„So sprachen wir längst nicht mehr miteinander, Berthold," begann sie wieder.

„Und es war gut, Fräulein; hatten wir uns doch gegenseitig nichts Freundliches zu sagen."

„Du bist grausam, Du willst meine Entschuldigungen nicht hören, meine Verzweiflung, um eine Rechtfertigung für Deine Kälte und Untreue zu haben."

„Das ist vorbei, wir stehen frei und ledig vor einander. Früher beschuldigte ich, haßte ich Sie — mit Unrecht. Wie durfte ich schelten, daß Sie Ihr Glück auf anderem Wege als dem meinigen suchten?"

„Recht so, martere mich nur noch mehr mit den

spitzen Worten, die Du von ihr gelernt, hoffe nur wie ein Thor auf ihren Dank und ihre Gunst."

„Ich hoffe nichts; ich vertraue auf meine Kraft allein."

„Und Du bist nicht ihretwegen nach dem Erkerhause hinausgekommen?"

„Bruno Galor schrieb mir, daß Herr Felsberg mich für seine Bauten in Andlau zu gewinnen wünsche, daß er mich erwarte: da muß ich wohl seiner Schwester, die mir diese vortheilhafte Stellung verschafft hat, meinen Dank und Lebewohl sagen."

„Ja, Sie! sie! Schon beherrscht sie Dich wie eine Königin ihre Diener!"

„Sie nimmt Theil an meinem Geschick. Soll ich ihre freundliche Hand zurückstoßen?"

„Und Du gehst nach Andlau?"

„Ich gehe."

„Ach!" Und nun neigte sie ihr Gesicht dicht an sein Ohr: „Du glaubst, Du weißt vielleicht schon, daß sie Dir folgen wird — täusche Dich nicht, aber ich, ich werde bei Dir sein."

„Du?" rief er sich vergessend und von dem Duft, der ihrem Haar entströmte, dem Glanz ihrer Erscheinung wider Willen berauscht.

Fest hatte sie ihre weißen Zähne auf ihre rosige Unterlippe gepreßt, ihre kleine Hand im Zorn geballt:

so schaute sie ihn an ... halb wie ein trotziges Kind, halb wie ein beleidigtes Weib.

„Du?" wollte er noch einmal fragen — sie aber hatte schon den Griff der Thür gefaßt, schaurig klagend ertönten die Saiten der Geige, ein Wagen fuhr an, die Hausglocke klang ...

„Das ist Fräulein Diana Felsberg!" sagte wie erlöst aufathmend Herr Crozat und Bellori ging plötzlich in eine wilde Tanzmusik über ...

Da war sie schon, mit ihr Arthur Eppstein; Clotilde hatte das Gemach verlassen.

„Mein armer Freund!" so ging sie auf Bellori zu. „Herr Eppstein hat mir Alles erzählt. Wahrhaftig, dies Geschlecht hat jeden Sinn für die Schönheit verloren; sie verstehen Euch nicht, Meister — eins aber können sie uns doch nicht rauben, die Zukunft! Die Zukunft und daneben den großen Saal Herrn Eppstein's, da wollen wir Eure Oper einmal für uns allein aufführen und Musik machen, wie's uns beliebt. Vor den Fremden spielt Ihr nur Eure Geige, Signor, vor uns Eure Harmonieen."

„Nimmermehr! Niemand soll mich hören, Niemand mich sehen, bis er zur Hölle gefahren."

„Er? Herr von Waldheim? War er im Concert?"

„Wie der Basilisk hat er mich angestiert. Er ist Schuld an Allem, an Allem!“

„Signor Bellori,“ sagte sie gegen ihre frühere Milde mit hartem Ton: „Entweder träumt Ihr eingebildete Schrecken oder es liegt eine dunkle That hinter Euern Worten. Ich bitt' Euch, sagt es mir, wenn wir gute Freunde bleiben sollen — Herr von Waldheim gehört jetzt beinahe zu meinen Verwandten, mein Bruder hat seine Schwägerin geheirathet.“

Lautlos brach Bellori zusammen, auf einen Stuhl nieder —ob ihn nun diese letzte Nachricht entsetzte, ob ihn endlich seine erschöpften Kräfte verließen. Crozat und Arthur sprangen ihm zur Hülfe, kalt schaute Diana hinüber: „Er wird wahnsinnig werden, wie sein Nero es war,“ sagte sie halblaut und winkte den über das Geschehene verwirrten und wie betäubten Berthold ihr über die Treppenflur in ihr Zimmer zu folgen.

Noch hatte er diese Räume nicht betreten; wenn sie mit ihm geredet, war es in dem Gemach seiner Aeltern, in der Gegenwart seiner Mutter geschehen.

Jetzt war er allein mit ihr — zum erstenmal allein! Wie ihm sein Herz schlug! Zu lieben wagte er sie kaum, noch viel weniger, es ihr zu gestehen . . . aber was bekennt in solchen Augenblicken nicht eine Bewegung, ein

Ton, was bedeutet solch' Zusammensein nicht schon, welche Hoffnungen umschließt es nicht!

Zwei Kerzen brannten auf dem Tische, rings umstanden von Blumenvasen. Ein süßer Wohlgeruch duftete, rosiger, lieblicher blühten die Rosen in dem Schimmer des Lichts.

Sie bat ihn sich niederzusetzen; indeß nahm sie den Kranz aus ihren Haaren, streifte eine Spange von ihrem Arm, band dann, als fürchte sie Erkältung, einen Shawl fest um ihren Hals ...

Noch saß sie ihm eine Weile schweigsam gegenüber und zerzupfte die Franzen ihres Tuchs.

„Ich glaube, Sie sind noch Bellori's wegen in Sorgen, Herr Berthold," sagte sie. „Es ist Nichts, der Mann ist als Narr auf die Welt gekommen und wird nicht klüger aus ihr gehen."

„Er thut mir leid; Herr Crozat behauptet, er sei ein großer Künstler."

„Künstler? Gewiß. Aber er versteht nicht seine Kunst zu benutzen; er ist immer unfertig, immer halb. Ja, wenn wir auf Wolken, im goldenen Zeitalter lebten und nur zu singen und zu genießen brauchten ... das wäre eine Welt für Bellori — ein Olymp voll Götter, Musen und Grazien. Schade, Herr Berthold, daß diese Erde so alt und grau und staubig ist; schade, daß

wir alle nicht, wie mein Bruder schreibt, in Griechenland geboren wurden, die Männer nicht mitstritten bei Salamis und wir Frauen Sappho's und Aspasia's waren. Schade noch einmal, daß wir nicht zusammen um den Altar der höchsten Göttin tanzten. Nun, die Götter sind todt und wir leben. Das ist auch etwas. Wir sind beide noch jung und die Bahn liegt offen. Ganz verstummt, Herr Berthold?"

„Ich bewundere Sie, Fräulein Felsberg."

„Auch schon Schmeichler? Die Frauen können ja nur zu Heldenthaten begeistern, sie auszuführen verbietet ihnen die Sitte."

„Und uns, ach wie oft! das Mißgeschick, unser Unstern."

„Es gilt nicht immer, Schlachten zu gewinnen, Throne zu stürzen ... auch den nenn' ich einen Helden, der aus der Armuth zum Reichthum und zum Besitz sich emporarbeitet, der den Willen und das Glück hat, seinen Zweck zu erreichen. Mir irrt das Alles so durch den Kopf, ein wenig wüst, Herr Berthold — aber ich plaudere wie vor einem alten, guten Freunde, wie mit meinem Bruder. Herr Galor hat Ihnen doch geschrieben und Sie reisen nach Andlau, nicht?"

„Nächstens schon, Fräulein Felsberg. Galor ist in der Beschreibung Andlau's geradezu romantisch gewor-

den; die Aufforderung Ihres Bruders, die Hoffnung mich dort ihm und Ihnen nützlich zu machen, haben mich schnell bestimmt."

„Das ist schön. Mein Bruder wird Sie schätzen lernen, Sie werden zusammen arbeiten — ich denke die Reise soll nicht zu Ihrem Nachtheil ausschlagen."

„Sie wünschen sie, ich gehe; Ihnen gegenüber habe ich keinen Willen und gehorche blindlings Ihrem Winke."

„Ich will mir diese Ueberschwänglichkeit einmal gefallen lassen, Herr Berthold," meinte sie lächelnd, „aber ich warne Sie. Auf Andlau giebt es eine herzbestrickende Sirene, die Gattin meines Bruders, sehen Sie ihr nicht zu tief in die dunklen Augen, nicht zu tief!"

Sie lachte dabei so fröhlich, daß Berthold ihre Rede nicht anders als wie einen Scherz aufnehmen konnte, und wie von einem Schlage getroffen auffuhr, als sie jetzt vor ihm stand und halblaut fragte: „Sind Sie treu?"

Verwandelt klang ihm der Ton ihrer Stimme, ehern, gewichtig. Auch er sprang auf, er sah sie an, er stammelte: „Fräulein!"

Bis an den Tisch war sie zurückgegangen, aus der Vase nahm sie eine Rose und zerpflückte sie, halb von ihm abgewendet, Blatt um Blatt. Dazwischen sagte sie: „Ich möchte in Andlau einen wackern, entschlossenen

Mann haben, der über das Geschick meines Bruders wachte. Mich bekümmert seine Heirath, sie hat ihm unter dem Adel der Gegend mehr als einen Feind erweckt, Julian ist jähzornig, hitzköpfig — und zuletzt, Herr Berthold, ich liebe diese Frau nicht, Sie begreifen, welch traurige Ahnungen unter solchen Umständen ein Schwesternherz quälen."

„Was verlangen Sie nur, Fräulein? Reden Sie doch!"

Vertraulich ergriff sie seine Hand. „Wir werden uns bald wiedersehen, im kommenden Frühjahr, entweder hier oder in Andlau ... bis dahin schreiben Sie mir, schreiben Sie oft, was Sie treiben, von Ihren Arbeiten, meinem Bruder, von der Baronin. Ich sag' Ihnen, es ist eine falsche, gefährliche Frau."

„Mein Auge soll sie nicht verblenden, keinen Schritt soll sie thun, den ich nicht wüßte, ich und Sie!"

Hell auf lachte sie nun. „Beinahe, als wenn wir eine Verschwörung vorhätten! Vergessen Sie doch nicht, Herr Berthold, daß es nur die Beruhigung meiner Besorgnisse gilt. Eine kindische Angst, eine kindische Neugierde! Uebrigens sollen Sie nicht verloren und verschollen auf Andlau sein. Es muß sich ein Weg finden lassen, auf dem Sie empor steigen, legen Sie Ihr Geschick nur getrost in Frauenhände, welch' andere wären auch geschickter, ein Glückshemd zu weben."

„O daß ich etwas gethan hätte," brach er aus, „Ihre Huld zu verdienen! Wie ein Knabe stehe ich vor Ihnen, träg, mit lässiger Hand, der von einem Kühneren sich die Früchte vom Baum des Lebens brechen läßt."

„Ich hab' Ihnen eine Pforte zur Rennbahn geöffnet — nichts mehr. Wie so weit ist noch das Ziel, wie viel Mühen, wie viel Leiden erwarten Sie noch... vorausgesetzt, daß Sie muthig bleiben und nicht im Laufe innehalten."

„Niemals!"

„Brav!" lachte sie wieder. „Vorwärts, mein Renner mit flatternden Mähnen, wie es im Liede heißt. Das Glück, wenn es ein Glück giebt, will durch Opfer erkauft werden und Sie haben ja durch das Opfer Ihrer Liebe die neidischen Götter versöhnt. Denn Sie lieben Clotilde nicht mehr?"

„Ich liebe sie nicht mehr. Sie, Fräulein Felsberg, Sie . . ."

Ganz wandte sie ihm da ihr Gesicht zu, in kalter, gemessener Vornehmheit: „Was haben Sie, Herr Berthold?" Und wie er nun vor ihrem veränderten Wesen bestürzt schwieg, fuhr sie gütiger, aber doch kühlen Tons fort: „Sie reisen bald; meinen besten Glückwunsch, Herr Berthold. Grüßen Sie meinen Bruder, meine Schwägerin und halten Sie Ihr Versprechen."

Er stand noch immer, sein Blick verzehrte sie.

„Ich würde Ihnen eine Blume zu meinem Gedächtniß geben," sagte sie wieder in den Scherz übergehend, „aber Blumen verwelken — eine Schleife, aber die Seide blaßt aus. Vorhin riß meine Uhrkette, bewahren Sie diese von ihren Ringen zur Erinnerung. Kommen wir einmal wieder zusammen, Herr Berthold, passen wir sie aneinander und sehen, ob uns beide noch dieselbe Kette fesselt, ob nicht."

Damit hatte sie schon die feinen Goldringe in seine Hand gelegt.

Das war mehr als ein Spiel, war zuviel für Berthold's Besinnung. Stürmisch, mit einem unterdrückten Ruf des Entzückens, unwiderstehlich schloß er sie in seine Arme, küßte ihre Haare, ihre Lippen — schon aber hatte sie sich ihm auch in hastig wilder Bewegung entrungen —

Er stürzte fort, die Stiege hinab, sie anzusehen, nachdem er sie geküßt, wagte er nicht mehr.

Unten in dem Gange, der durch das ganze Haus lief, rauschte es wie von einem Seidenkleide, jetzt neben ihm, jetzt hinter ihm — ein leiser Schritt folgte dem seinen, der hart von den steinernen Stufen klang, wie er über sie in den Garten hinunter eilte.

Er blickte sich nicht um, er war aus der Gegenwart

entrückt, nicht nur vor den Augen seiner Seele, auch vor seinen leiblichen flammte und lohte es wie aufgehendes Frühlingsmorgenroth.

Schon wollte er das Drückerschloß der eisernen Gitterthür öffnen ...

„Berthold!“ rief es da.

Eine Hand faßte seinen grauen Mantel ... hell stand der Mond über dem Wasser, sein Glanz zitterte durch die Nebelhülle, die Berthold und seine Verfolgerin einschloß und von der übrigen Welt zu trennen schien.

Nun sah er auf ... es war Clotilde.

Eben schlug die Uhr der nahgelegenen, auf dem Felde einsam stehenden Kirche volltönend durch die Stille die elfte Stunde.

Inzwischen war Diana wieder zu Herrn Crozat hinübergegangen, der eine halbe Flasche cölnischen Wassers schon unnütz verbraucht hatte, Bellori aus seiner schweren Ohnmacht zu erwecken. Unschlüssig über das, was er mit dem Kranken beginnen sollte, wanderte Arthur auf und ab; nahe war er dem gefährlichen Punkte gekommen, seine Philosophie des Mitleids für eine Albernheit zu erklären und eingedenk der Leiden, die sie ihm heute wie immer eingebracht, einmal „in dämonischer Selbstsucht“ Jeden für sich selbst sorgen zu lassen. Dieser ganze Abend war ihm auf das Schmählichste verdorben worden, mehr

noch als Bellori's schlechte Musik hatte ihn Clotildens zerstreutes, ihn gar nicht beachtendes Benehmen gekränkt — er hatte sie „aus dem Staube“ emporgezogen, sie in die „gebildete Gesellschaft“ eingeführt: so dankte sie ihm nun!

Zum erstenmal beschlich ein Argwohn sein harmloses Gemüth; vielleicht — er entsann sich eines Verses aus einem Lieblingstrauerspiel Herrn Crozat's, aus Polyeucte — vielleicht gewährte sie ihm nur aus Pflicht, was einem Andern aus Neigung gehörte. Welche Bestätigung erhielt dieser erste dunkle Zweifel, als er Berthold Hart im Erkerhause traf! In einem ganz neuen, so blendenden Lichte, daß ihm die Augen schmerzten, zeigten sich jetzt die halbvergessenen Geschichten, die Scene im Apollosaal, das Wiederfinden auf der Spitze des Schildhorns. Und während er, abermals „aus thörichtem Mitleid“ Bellori's Stirn mit cölnischem Wasser besprengte, war Berthold verschwunden. „Wo sollte er sein,“ fragte er sich selbst, „wenn nicht bei Clotilden?“ Aergerlich hatte er die Flasche beiseit gesetzt und seine Wanderung begonnen, die ihn immer tiefer in Grübelei und Verstimmung versenkte, bis Diana lächelnd und noch vom Kusse glühend, wie der lieblichste Stern des Himmels ihm aufging.

„Was macht der Maestro?“

„Kaum ein und ein anderes Mal hat er die Augen aufgeschlagen; ich fürchte, wir werden ihn über Nacht im Erkerhause behalten und einen Arzt rufen lassen müssen. Ach, meine Freundin, wie schwer macht der große Weise in Frankfurt am Main seinen Jüngern das Leben. Heute wäre ich sicher an seiner Lehre irre geworden, sähe ich Sie nicht unter allen Leiden und Zufällen gleich ruhig und groß. Verlassen Sie mich darum nicht, seien Sie mir Iphigenie."

„Was ist denn, Herr Arthur? Etwa gar ein Streit mit Clotilden?"

„Nennen Sie die Falsche nicht! Zwischen uns ist Alles aus!"

„Nein, Herr Eppstein, das leid' ich nicht. Sie müssen sich wieder mit ihr aussöhnen. Hier im Erkerhause herrscht ewig unverbrüchliche Freundschaft, hier bilden wir eine kleine Genossenschaft von Freunden und Freundinnen, wie sie einst die Menschheit umfassen soll — die ganze Menschheit in einer besseren Zukunft."

„Zurück!" so fuhr Bellori in die Höhe, mit gewaltigem Stoß schleuderte er Herrn Crozat, der sich besorgt über ihn geneigt, weit von sich. „Da steht er — da, im Mondschein, im schwarzen Mantel — wieder wie damals im Thorbogen des Coliseo, wieder lächelt er

höhnisch, überlegen ... so komm denn an, Dämon, komm an!“

Ehe sie ihn halten konnten, stürzte er schon aus der Thür, sie sahen nur noch, wie er hoch über seinem Haupte einen blinkenden Dolch schwang, den er stets bei sich zu tragen pflegte „aus römischer Gewohnheit“, hörten ihn nur noch wüthend, polternd auf der Treppe...

Unaufhaltsam ging es hinab, durch das Haus, den Garten, der Ausgangspforte zu.

Arthur ihm nach, Diana hat die Lampe ergriffen und steigt langsam nieder. An Berthold und Clotilde ist der Rasende schon vorüber, schon am Ufer des Kanals — im Nebel irrend selber eine Nebelgestalt ...

Einen Blick des Unwillens, den er nachher, als er die „Tragödie“ dieses Abends seinem Tagebuche anvertraute, in einen „Scheideblick der Verachtung“ umtaufte, wirft Arthur aus seinen gutmüthigen braunen Augen auf die trotz ihres Schleiers nur zu wohl von ihm erkannte Clotilde. Viel hätte er ihr zu sagen, aber „ein Menschenleben steht auf dem Spiele“ — darum wortlos vorbei.

Diana tritt jetzt auf die Schwelle des Hauses, die Leuchte hochhaltend, in ihrem weißen Kleide wie die Göttin, die Endymion sucht.

Indem kommen zwei Männer von der Kirche her,

deren Steinmassen in zerfließenden Umrissen durch den Nebel sichtbar werden, auf dem Kieswege am Wasser entlang, dem Hause näher.

„Daß Ihnen nur der späte Gang und die kühle Nachtluft nicht schaden, Graf Lothar,“ sagt der Größere.

„Nicht doch. Mir ist hier wohler und freier. Diese Wanderung in die Stille hinein besänftigt wohlthätig meine Unruhe.“

„Da bist Du, Satanas!“ schreit in diesem Augenblick Bellori ...

Inmitten des Nebels sind die Männer aneinander. Aber der Dolch Bellori's trifft nicht den rasch zurückspringenden Herrn Franziscus, sondern die Schulter Lothar's. Kein Schrei — Alles wie verloren in Dämmerung und Schweigen.

Darauf ein heiseres Lachen Bellori's, der seinen Gegner tödtlich verwundet glaubt und über die Brücke, nach dem jenseitigen Ufer stürzt — noch den Stahl in der Faust, wüst, trotzig, die zerzausten Locken schüttelnd „wie die Löwen Nero's ihre Mähnen:“ so malte sich nachher Arthur das Bild aus.

Daweilen liegt Graf Lothar blutend in den Armen Waldheim's ... hat auch Arthur sie erreicht, während zwei Schatten über das Feld flüchten, Berthold und Clotilde.

Fahl, gespenstisch sieht der Mond jetzt durch Wolkenhüllen nieder.

Der Verwundete wird in das Erkerhaus geschafft. Einen Gast hat es so gewonnen, einen andern verloren ... Clotilde ist verschwunden.

Noch beachtete indeß in der allgemeinen Bestürzung und Verwirrung Niemand ihre Flucht.

In einem Zimmer des Erdgeschosses liegt auf einem Ledersopha Graf Lothar. Alle sind um ihn versammelt, am entferntesten von ihm bleibt Diana, obgleich sein Blick sie allein sucht.

„Ich möchte,“ sagt er mit seiner sanften und ruhigen Stimme zu Arthur, „daß Sie den Vorfall nicht gar zu ernst nehmen. Des Mannes Aufregung machte ihn unzurechnungsfähig und die Wunde ist leicht. Wenn Sie mir für diese Nacht Gastfreundschaft gewähren wollen, wird morgen Alles vorüber sein.“

Frau Bergen erklärt sich gern bereit, dem Kranken im Nebengemach das Bett zu bereiten und die Nacht bei ihm zu wachen.

Mit leise geflüstertem Gruß scheiden Herr Arthur und Herr Franziscus.

Diana und Lothar sind allein.

Sie beugt sich über sein Gesicht, er aber schließt die Augen.

„Fürchten Sie mich denn Graf Lothar? Es war doch nicht immer so!“

„Sind Sie es wirklich? Bin ich bei Ihnen? Ach, beklagen Sie mich . . . wie würde ich diese Stunde des Wiedersehens segnen —“

„Ich verstehe — meine Gegenwart quält Sie, gute Nacht!“

„So sollen Sie nicht von mir scheiden. Ich bin unglücklich, ich leide unter der Last eines traurigen Geheimnisses, in dem Widerstreit und der Verwirrung des Gefühls. Ich kann das Rechte nicht finden. Blicken Sie mich doch milde und voll Versöhnung an, wie an jenem Tage in Schönburg.“

„Wo ich auf dem Klavier Ihrer Aeltermutter spielte . . . Ihrer Aeltermutter, der ich so ähnlich sehen soll. Wohl waren das gute Zeiten! Aber können sie nicht wiederkehren? Hier wie dort? Freilich muß man dazu treu sein, Graf Lothar. Schon zwei Tage sind Sie in der Stadt und haben nicht einmal Ihrer Freundin gedacht. Ich aber wäre morgen zu Ihnen geeilt, auf die Gefahr hin, von Ihrer Thür abgewiesen zu werden. Zum Aeußersten war ich entschlossen.“

„Ihre Worte entzücken und zerreißen zugleich mein Herz.“

Sie hatte eine Fußbank bis an das Sopha geschoben, darauf saß sie nieder, die Hände um die Kniee gefaltet, das Haar lose wallend um ihre Stirn.

„Sagten das nicht die alten Helden von dem Liede der Todesgöttinnen, der Walkyren?“

Der Graf verstand die Anspielung, unmuthig und mit tiefem Erröthen erwiederte er: „Bis zu Ihnen ist das kindische Mährchen gedrungen? Von einer Erscheinung, die ich gehabt?“

„Kindisch? Und doch möcht' ich beinahe behaupten, daß Sie selbst ein klein wenig daran glauben.“

„Nicht daran, aber an eine Wahrheit, die sich mir unabweisbar, gewaltig in Ihrem Anblick aufdrängt.“

„Ich bin also an diesem Geheimnisse betheiligt; was zögern Sie es zu offenbaren?“

„O Diana, nicht wissend schweben Sie über einem Abgrund. Soll meine Hand Sie hinabstürzen?“

„Das wird sie nicht. Ich bin zufrieden, wenn Ihr Herz sich erleichtert. Was Sie mir auch sagen, mich schreckt Nichts, von Ihnen kann mir nur Gutes kommen.“

„Wie mir von Ihnen. Diese Hoffnung tröstete mich, als jene Ueberzeugung in mir aufstieg und fest und fester wurde. Entweder, das ist ein Glaubenssatz

in unserer Familie, sind die Frauen der Andlau's Engel für uns oder Dämonen."

„Die Andlau's? Was hab' ich mit Ihnen zu schaffen?"

„So sei's — nun spielen wir beide ein gewagtes Spiel, Sie schelten mich in der nächsten Minute vielleicht Ihren ärgsten Feind —"

„Nie."

„Sie sind selbst eine Andlau, Sie sind die Tochter meines Oheims!"

Starr blieb sie. Das Tuch fiel von ihren Schultern, fiel zur Erde — ihre Hände sanken von ihren Knieen.

„Reden Sie wahr?" entringt sich ihrer wogenden Brust.

„Ja, es ist die Ueberzeugung meines Herzens; Sie sind nicht die Tochter der Felsberg's, sind nicht Herrn Julians Schwester."

Da hat er unwissentlich ihre innerste Seele berührt, daß sie rauschend wie eine goldbesaitete Leier klingt. „Ich bin nicht seine Schwester!" flüstert sie. Im Nu ist sie auf, hoch die Arme erhebend, als danke sie der unsichtbaren Macht, die freundlich den wirren Knäul ihrer Empfindungen gelöst . . .

Aengstlich ist Lothar all' ihren Bewegungen gefolgt,

schon im beginnenden Wundfieber ruft er: „Diana! Diana!"

Ueber ihr Gesicht wandelt der Strahl himmlischer Verklärung —

„Nicht seine Schwester!" tönt es jubelnd in ihr.

Ende des ersten Theils.